1876.

Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

Oscar Blumenthal.

IV. Band. Heft 6.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1876.

December 1876.

Inhalt.

	Seite
Literaturbriefe. Von Johannes Scherr	457
Der verliebte Weise. Erzählung in Versen. Von Hans Herrig	465
Ein schwerer Traum. Erzählung von H. Wild .	475
Gedichte. Von Emil Taubert	489
Pöll. Eine Dorfgeschichte von P. K. Rosegger	491
Die Sprichwörter und ihre Entstehung. Von Wilhelm Urbas	501
Der Makart der Novelle. Von F. Groß	514
Eine französische Tendenztragödie. Von Gottlieb Ritter .	519
Kritische Rundblicke	530

Kleine Bücherschau. Von Oscar Blumenthal.
Miscellen.

Die „Neuen Monatshefte" erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats im Umfang von mindestens 6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Literaturbriefe.

Von

Johannes Scherr.

II. November 1876.

Ja freilich, verehrte Freundin, nur die ganz Gedankenlosen vermögen sich dem Gefühle des Unbehagens zu entziehen, welches so schwer auf der Gegenwart lastet, und nur wenigen Auserwählten ist es gegeben, über die allgemeine Verstimmung, welche naturgemäß auch in der Literatur ihren Ausdruck findet, sich emporzuheben „in die heitern Regionen", wo es keine orientalische Frage, keine Börsenkrache, keine Gründerprozesse und keine Geschäftsstockungen gibt. In Deutschland ist zu all der Schwerenothzeit und Zeitschwerenoth noch eine gränzenlose Ernüchterung hinzugetreten, seit dem kurzen Milliardentraum ein jähes Erwachen folgte, welches unsanft darthat, der geträumte Nationalreichthum sei eitles Katzengold gewesen.

Unbehagliches Gähnen und mürrisches Augenreiben ringsum. Die alte Hutzel, Jungfer Kritik, kam aus dem Ofenwinkel, wohin die Fanfaren von 1870—71 sie gescheucht hatten, wieder hervorgeschwänzt, setzte ihre schärfste Brille auf, räusperte sich und sagte seelenvergnügt: „Ich dachte mir's wohl, die Herrlichkeit werde nicht lange währen."

In Wahrheit, die Herrlichkeit hat nicht lange gewährt. Man habe sich — keift sie — das neue Reich genauer angesehen und habe gefunden, daß es, abgesehen von der preußischen Pickelhaubebedachung, eigentlich noch die alte Lotterfalle wäre, und daß die zwei Dutzend Vaterländer im Grunde so wenig ein wirkliches Vaterland ausmachten, als die früheren drei Dutzend ein solches ausgemacht hatten. Die Reichsverfassung habe meisterhaft das Problem gelöst, alle Schäden des Föderalismus mit allen Uebeln des Centralismus zu verbinden. Der Reichstag sei wie eigens dazu gemacht, den Scheinkonstitutionalismus und Schwatzparlamentarismus ad oculos auresque zu demonstriren. Inbetreff ihrer wichtigsten Angelegenheiten habe die Nation zwar den Beutel offen, aber das Maul zu halten. Wann es an der Zeit, werde man ihr schon sagen, was sie unter ihrer Ehre und unter ihren Interessen zu verstehen hätte. Die Siege über die Franzosen wären sehr schön, sehr glorreich gewesen; schade nur, daß dieselben weit mehr den Russen als den Deutschen zu gut gekommen. Doch was hätte das zu sagen? Die lieben Russen, die von Christenthum und Humanität strotzenden Russen wären ja unsere „besten Freunde". Wenigstens trompeteten und paukten das die berliner Reichstrompeter und Reichspauker alltäglich und allstündlich. Aber helfen unsere „besten Freunde" mittels ihrer Zollpolitik nicht unsere Industrie und unseren Handel systematisch ruiniren? Bah,

Kleinigkeiten, um die sich eine „Weltmacht" wie wir, um die sich das große deutsche Reich nicht zu kümmern brauchte. Zudem, wären wir denn nicht noch von des allerhöchstseligsten Nikola Zeiten her der Ehre gewohnt, der Kolossin Matuschka Moskawia unterthänigst die Schleppe zu tragen? Der gesunde Menschenverstand wäre freilich der Meinung, statt solcher Schleppeträgerei zu fröhnen müßte Germania vielmehr bei Zeiten der schmollenden Madame La France die Ueberzeugung beizubringen suchen, daß eines wüsten Tages sie beide vereint, aufrichtig vereint kaum stark genug sein würden, der besagten kolossalen Weiblichkeit die Wege zu weisen, die Rückwege in die asiatischen Steppen. Aber so ein armer Kerl wie der gesunde Menschenverstand hätte in der Politik bekanntlich nicht mitzureden.

So raisonnirt die Jungfer Kritik. Ein böses Ding, nicht wahr? Eigentlich sollte man sie als Reichsfeindin verklagen. Denn — sagt sie — wir haben es ja so herrlich weit gebracht in der Opportunitätskriecherei und im Kompromißbettel, daß, wer nicht mitkriecht und nicht mitbettelt, ohne weiteres in die nationalservile Reichsacht gethan wird.

Doch was geht uns beide das alles an? Rein nichts, rechne ich, und wir „danken Gott an jedem neuen Morgen, daß wir nicht brauchen für's deutsche Reich zu sorgen" — danken ihm um so inbrünstiger, da alles und jedes Reichliche von dem jetzo in Hinterpommern gelegenen „Nabel der Erde" aus so vortrefflich und unübertrefflich besorgt wird, daß man meinen sollte, der ewige Lasker und der nicht minder ewige Windthorst könnten nachgerade ihre reichs- und landtägliche Zungengymnastik einstellen. Das bißchen Klappern, welches zum parlamentarischen Humbug — will sagen Handwerk gehört, könnten ja die lieben „Reptilien" so nebenbei und für eine kleine Extravergütung besorgen: es werden ja wohl auch Klapperschlangen darunter sein. Im übrigen wollte ich mit alledem nur bemerken, daß es dermalen in Deutschland keine Kleinigkeit ist, bei guter Laune zu sein, und zwar nicht nur für sich selber, sondern auch für andere. Wer das vermag, muß als ein öffentlicher Wohlthäter willkommen geheißen werden und als solchen begrüß' ich heute den Dichter des Romans in Versen, betitelt „Ebenbürtig". Adolf Friedrich von Schack hat, wie Sie ja wissen, liebe Freundin, vollwichtigen Anspruch darauf, unter den besten Autorennamen der Gegenwart mitgenannt zu werden. Abgesehen von allem anderen, schon darum, weil er die vom banausischen Specialitätenkram mehr und mehr überwucherte deutsche Universalität höchst ehrenhaft vertritt. Klassische Zeugnisse hierfür sind ja sein „Firdusi" und seine „Geschichte der dramatischen Literatur Spaniens", welche Leistungen zu den besten literarischen der letzten vierzig Jahre zu stellen ich keinen Augenblick zögere. Eben so reich und weltweit wie Schacks Wissen ist sein Schauen und Fühlen als Dichter. In der Lyrik, Epik und Dramatik hat er sich mit Glück versucht. Schildereien von einer Farbenglut, wie seine „Nächte des Orients" sie enthalten, hat unsere erzählende Poesie nicht eben übermäßig viele aufzuweisen. Als Lyriker huldigt Schack dem „altfränkischen" Grundsatz, daß Gedanken das Lied keineswegs beschweren, sondern zieren, und darum ist in der vielgestaltigen Sammlung seiner lyrischen Gedichte ein Gedankenreichthum enthalten, wie er uns seit Rückert und Schefer nicht mehr geboten wurde. Seine Lieblingsform, den Roman in Versen, handhabt Schack mit Virtuosität. Schon zwei frühere Dichtungen dieser Art, „Lothar" und „Durch alle Wetter", bezeugten das, aber der neue, in prächtigen Achtzeilern geschriebene Roman „Ebenbürtig" schlägt die beiden vorhergegangenen. Eine Fabel voll prickelnder Schalkheit, vollendete Formsicherheit, ein müheloses Geströme und Gestrudel von Vers und

Reim, ein von unerschöpflich guter Laune getragener Vortrag, eine mehr lachende als geißelnde Satire, das sind die Vorzüge dieser Dichtung, welche man mit wahrem Behagen von der ersten Zeile bis zur letzten genießt. Ich hoffe, auch die Standesgenossen des Dichters, die Herren von und zu, werden Humor genug besitzen, um diese lustige Verspottung der Ebenbürtigkeit sich gefallen zu lassen. Dem Aberglauben vom blauen Blut spielt freilich Schack, welcher ja überhaupt nicht zum Troß der Scheinliberalen gehört, sondern ein wirklich freigesinnter Mann, ein rechter Freiherr ist, verteufelt mit. Der Fürst Friedrich, ein Urjunker aus Pommern, muß es erleben, daß seine Söhne Nikolaus, Max, Otto ganz aus der Sippe schlagen, Freidenker, Demokraten, Revoluzer werden und schauderhafte „Mesalliancen" schließen, der eine mit einem Bürger-, der andere mit einem Bauermädchen, der dritte mit einer Cirkustänzerin. Und die Töchter, hilf Himmel, machen es fast noch ärger: Aslauga heiratet einen simpeln Maler, Sieglind und Gertrud gehen gar mit zwei „ungetauften" Juden und Zukunftsmusikanten durch. Die ironische Krone aber setzt Schack seiner Dichtung auf, wenn schließlich der Urjunker und Fürst Friedrich selber mißheiratet, nämlich die Gouvernante seiner Tochter. So löst sich am Ende alles in Wohlgefallen auf und zwar auf dem Rigikulm, allwo der alte Herr seinen Söhnen und Töchtern sammt ihren Frauen, Männern und Kindern ein Stelldichein gegeben hat. Sieglind —

„Sieglind hebt an: Sei uns, o liebster, bester
Papa, und unsern Männern holdgesinnt!
Die Liebe war, die mir und meiner Schwester
Den Rechten zugeführt, diesmal nicht blind.
Und stolzer macht es uns, daß im Orchester
Die Beiden wack're Musikanten sind,
Als wenn sie Fürsten wären. Hiermit führ' ich
Dir meinen zu; er ist Cellist in Zürich."

„Gertrude drauf: Zwar vom Israeliten
Durchaus nicht lassen will mein Levysohn,
Er sagt, die Glaubenslehren seien Mythen
Und gleichviel tauge jede Religion;
Allein, drauf will ich eine Wette bieten,
Des allerchristlichsten Monarchen Sohn
Ist nicht so gut wie er, der demokrat'sche
Freigeist, noch solch ein Meister auf der Bratsche" . . .

Von einem noch frischen Grabe her, dem es an heißen Thränen nicht fehlte, kommt uns eine edle Gabe, ein Vermächtniß von Anastasius Grün. „In der Veranda" ist diese „dichterische Nachlese" betitelt und, noch von des Dichters eigener Hand vor seinem Heimgange zum Drucke geordnet, in der als mustergiltig anzuerkennenden Grote'schen „Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller" erschienen. Wir schlagen das zierliche Büchlein auf und wie ein „Salve!" begrüßt uns am Eingang die „Läuterung." —

„Wo war, wo ist, wo wird sie sein
Die Stunde, wahrem Glück erlesen?
Sie ist nicht und sie wird nicht sein,
Denn sie ist immer nur gewesen!

Wir mäkeln viel, bis sie entrinnt;
Sie däucht uns schön, wenn wir sie missen,
Und daß wir glücklich waren, wissen
Wir erst, wann wir es nimmer sind.

„Wo ist der Mann, wann wird er kommen,
Den alle Tugendzierden adeln?
Steht er dir nah, noch so vollkommen,
Doch weißt du dies und das zu tadeln;
Erst wenn er schied und nimmer kehrt,
Erglänzen hell dir seine Gaben,
Und eines Menschen ganzen Werth
Zu kennen, müßt ihr ihn begraben.

„Was lieb' dir, wird dir lieber sein,
Noch schmerzlich lieber durch die Ferne;
Blick auf! wie schlingt sie glänzend rein
Den goldnen Zauber um die Sterne!
Sie webt die blaue Schleierluft
Um des Gebirges schroffe Zinnen,
Daß eingehüllt in weichen Duft
Die Härten des Gesteins zerrinnen.

„Blick nieder, wo von ihrem Gruß
Die Friedhofshügel wogend schwellen,
Des dunkeln Stromes grüne Wellen,
Der so viel Liebes scheiden muß!
Sie spülen Makel weg und Fehle, —
Und wie ein Schwan beim Wellenschein
Im Drüberflug ahnt deine Seele:
Hier bad' ich einst den Fittig rein."

Wie wahr, wie vertraut, wie schön das ist! Da sehen wir wieder einmal deutlich daß ein echter Dichter nicht zu raffiniren, nicht auf die Sensationssuche zu gehen braucht, um Menschenherzen zu bewegen, zu erregen oder zu beruhigen. Der einfachste Gedanke genügt ihm. Aber er sieht denselben mit seinen Augen an und unter diesem Blicke verwandelt sich das Altbekannte in ein überraschend neues und schönes Bild. Wenn wir von dem dichterischen Gehalt von Grüns Vermächtniß ganz absehen wollten, müßte uns dasselbe schon darum theuer sein, weil es in das wüste Gebell und Gegell der wilden Jagd des Materialismus unserer Tage wie ein voller Harfenton des idealistischen Glaubens hereinklingt. Durchweg haben wir „In der Veranda" auch das wohlthuende Gefühl, daß uns hier keine poetischen Stilübungen geboten werden, sondern die Herzenslaute und Brusttöne eines Dichters, welcher einer der besten Männer unserer Zeit gewesen ist. Ja, in dieser Zeit, wo die schamloseste Apostasie und das frechste Renegatenthum für „realpolitische" Tugenden ausgeschrieen werden, hat der Graf Auersperg unwankbar treu an der Fahne gehalten, welche so viele Plebejer verrathen und verkauft haben. Und wie war er deutsch in jeder Faser und Fiber! Alles Gute und Beste, was Deutsch-Oestreich fühlt und sinnt, die ganze Gegenwarttrauer und alle Zukunfthoffnung der Deutschen in Oestreich hat in Grüns poetischem Testament Gestalt und Stimme gefunden.

Wenn in den Dichtungen dieses Oestreichers stets die großen Fragen der Zeit den Hintergrund bilden, so läßt sich dagegen in den „Melodieen" des Rheinschwaben Ludwig Eichrodt die alte und immerjunge deutsche Liederlust so zu sagen ganz voraussetzungslos gehen. Das schmucke Buch enthält die Ernte einer Liedersaat von fünfundzwanzig Jahren, eine ährenschwere Liedergarbe, in welche man nur auf's Gerathewohl hineinzugreifen braucht, um Wohlgefälliges zu fassen. Eichrodt strebt mit Bewußtsein, wie das Vorwort ausweis't, nach der Unmittelbarkeit des Liedes und er hat sie auch häufig vollständig erreicht. Er dichtet „wie der Vogel singt". Lieder wie das fröhliche „O Heimat am Rhein, alemannisches Land" — oder das elegische „Orions Sternbild kommt gezogen" — athmen die volle Ursprünglichkeit des echten Liedes, das elementarisch Quillende, welches dem Worte schon unwillkürlich die Melodie gesellt. Wie gern ich aber Eichrodt als echten Liedersänger anerkenne, so will mir doch scheinen, daß er als Parodist und Travestirer noch bedeutender sei. Die Sammlungen seiner Parodieen und Travestieen („Lyrische Karikaturen" — und „Lyrischer Kehraus") sind unseren Zeitgenossen, welche ja nahe daran sind, das Lachen ganz zu verlernen, nicht genug zu empfehlen. Er ist ein feiner Spürer im Auffinden des Lächerlichen und ein Meister im Veranschaulichen desselben. Dabei keineswegs boshaft und giftig, sondern gutmüthig und harmlos wie sein berühmter Gottlieb Biedermaier und sein kaum minder berühmter Horatius Treuherz. Eichrodt sollte die Naturgeschichte des deutschen Philisters schreiben. Daß dies ein klassisches Buch werden müßte, verbürgen schon die zwei Strophen seines „Letzenburger Nationalliedes" vom Jahre 1866: —

„Ich sag' nicht so und sag' nicht so,
Denn wenn ich so sagt oder so,
So könnt' man später sagen
Ich hätt' so oder so gesagt,
Und packte mich, Gott sei's geklagt,
Beim Kragen.

„Drum sag' ich weder so noch so,
Brennt auch die Frage lichterloh.
Bin nicht französisch, nicht holländ'sch,
Geschweige deutsch, ich bin ein — Mensch,
Dazu ein durch und durcher
Geborner Letzenburcher."

Sie schrieben mir neulich, liebe Freundin, beim Lesen mancher Hervorbringungen unserer derzeitigen Novellistik käme Ihnen mitunter vor, als wären Sie „eine vierzehnjährige Tochter gebildeter Stände." Verstand ich Sie recht, so wollten Sie damit sagen, unsere Novellisten und Novellistinnen gingen der Mehrzahl nach darauf aus, die Backfischeliteratur zu kultiviren. Nun ist es allerdings wahr, die Ueberführung der drei englischen Göttinnen „Delicacy", „Fashion" und „Respectability" in den deutschen Roman ist glücklich zuwegegebracht, und wie sehr es diesen Importirten gelungen ist, in den „gebildeten Ständen" unseres Landes allen Sinn für Natur, Originalität und Genialität auszutreiben, das hat unlängst die Simplicissimus-Episode in den Verhandlungen des preußischen Landtags barbarisch erwiesen. Wie haben sich bei dieser Gelegenheit die Herren der „gebildeten Stände" blamirt! Am ärgsten ein berühmter Professor der Naturwissenschaft, welcher aus dem Simplicissimus lernen könnte, daß es zwischen Himmel und Erde doch

auch noch etliche andere Dinge gäbe als das Skalpell, das Mikroskop und die Retorte. Wäre es denkbar, daß in einer französischen Nationalversammlung vom Rabelais oder Montaigne so stupid gesprochen würde, wie im preußischen Parlamente von unserem prächtigen Grimmelshausen gesprochen worden ist? Gewiß nicht! Und doch glaubt jeder richtige deutsche Hochschulmeister vom hohen Kameel seines Dünkels auf die „unwissenden" Franzosen mitleidig herabsehen zu müssen. Wir werden es noch erleben, daß in Berlin oder Leipzig ein ästhetisches Ketzergericht über Göthe's Wilhelm Meister abgehalten wird; denn freilich unter die jetzo modische Schablone der höheren Langweilerei und tieferen Scheinheiligkeit der ausgebeinten Vor-, Um- und Rücksichtsnahme und der hohlpathetischen Teutschdümmelei paßt dieser Meisterroman nicht. Dank den Göttern, gibt es in Deutschland noch Erzähler und Erzählerinnen, welche die herrschende novellistische Konvenienz für das nehmen, was sie ist, für das Feigenblatt der Impotenz, und welche den Muth haben, auf die kritischen Orakeldämpfe der leipziger und berliner Theekessel gar keine Rücksicht zu nehmen. Da ist z. B. Erwin Schlieben, in dessen „Judenschloß" ich Sie führen möchte, liebe Freundin. Ich bin überzeugt, Sie werden das dreistöckige, will sagen dreibändige Bauwerk theilnahmevoll durchwandeln. Hier ist ein leibhaftes Stück Gegenwart, keck, fest und sicher aus dem Leben herausgegriffen und resolut vor uns hingestellt. Keine Schönfärberei, kein Verdüsteln und Vertuschen. Der Geldteufel unserer Tage geht zwar nicht brüllend, wohl aber kalkulirend um in diesem packenden Zeitbild, zu suchen, wen er verschlinge. Der Vortrag der spannenden Fabel ist außerordentlich frisch, das Pathos echt, der Humor drastisch, mitunter etwas zu zerrbildnerisch; aber freilich, der Dichter kann nichts dafür, daß so viele Zerrbilder in der Gegenwart herumlaufen. Warum das „Judenschloß" todtgeschwiegen wurde? Ei, das kann Sie nicht wundernehmen: es ist ja darin weder der Juden- noch der Christenheit geschmeichelt. Auch der Journalistik nicht. Aber lesen Sie ja das Buch! Sie als eine gesunde, wissende und ehrliche Leserin werden ihre Freude daran haben. Mir haben Sie Freude bereitet dadurch, daß Sie das kleine Skizzenbuch von Ada Christen, „Aus dem Leben" überschrieben, so liebgewonnen haben. Auf diesen 198 Seiten ist in der That mehr Poesie zu finden als in vielen vielbändigen und vielgepriesenen Romanen. Die Eigenart der Verfasserin geht ganz gegen den Strich des Herkömmlichen, insofern sie gar nicht daran denkt, der konventionellen Anschauungs- und Denkweise sich anzubequemen. Sie wandert abseits der novellistischen Heerstraße, bricht sich Bahn mit der Kraft eines Mannes, bewegt sich aber dabei mit der Anmuth des Weibes. Scharfumrissen, greifbar anschaulich, in der Vollbeleuchtung der Lebenswahrheit leben und handeln ihre Figuren vor unsern Augen. Wenn sie sprechen, glauben wir ihre Stimmen zu hören. Es sind nur kleine Werktagsgeschichten, welche die Verfasserin skizzirt; aber diese anspruchslosen Skizzen eröffnen uns einen Ausblick auf die Höhen und einen Einblick in die Tiefen des Daseins. Auch liegt darauf ein Abglanz vom Sonntagssonnenschein der Poesie, welcher wohl empfunden, aber nicht beschrieben werden kann ... Doch genug und übergenug für heute. Selbst Ihre Geduld, liebe Freundin, hat ja ihre Gränzen und ich fürchte sehr, Sie möchten finden, daß ich diesmal den dritten Paragraph von Dr. Martin Luthers kurzgefaßter Anleitung zur Beredsamkeit („Tritt fest auf, thu' das Maul auf, hör' bald auf!") allzuwenig beachtet hätte.

Nachschrift. Es geschieht Ihnen recht, wenn ich Sie noch nachschriftlich behellige. Sie wollen ja Ihrem so eben angelangten Briefe zufolge schlechterdings wissen, was ich

„von dem wunderlichen Gebaren des alten Carlyle in Sachen der Tagesfrage hielte." Da haben Sie es!

Burgen- und Klösterruinen können unter Umständen recht hübsch sein und wahre Zierden einer Landschaft abgeben. Mit Menschenruinen verhält es sich anders. Im günstigsten Falle sieht man sie mit Mitleid an. Wenn sie aber den Anspruch erheben, noch etwas Rechtes und Ganzes zu sein, so erregen sie nur Widerwillen. Ihnen ziemt Resignation und Schweigen. Wollen sie im hellen Lichte des Tages mitreden und mithandeln, so werden sie lächerlich. Alles hat seine Zeit, das Reden und das Verstummen. Der süßen oder sauern Gewohnheit des Sprechens oder Schreibens zur richtigen Zeit entsagen, heißt gegenüber dem Publikum als Mensch von Geschmack und Lebensart sich erweisen. Die geistige Zeugungskraft des Mannes erlischt in der Regel mit der physischen. Ausnahmen gibt es, aber sehr wenige. Selbst einem Göthe kann man eine Altersschwäche wie den zweiten Theil vom Faust eben nur nachsehen. Mitunter sind schriftstellerische Altersschwächen geradezu Altersſünden, unverzeihliche noch dazu.

Da ist die Ruine Thomas Carlyle. Eine verehrungswürdige Ruine ohne Zweifel, so sie sich in Nr. 5 Cheyne-Row, Chelsea, London stillhielte. Da sie aber noch mitreden will, so muß sie sich auch gefallen lassen, daß man ihr antwortet, und ich fürchte, die Antwort könne nicht übertrieben höflich ausfallen.

Carlyle hat Geisteszeugungen aufzuweisen, auf welche jeder Mann von Genius stolz sein dürfte. „The french revolution", die Sammlung der „Critical and miscellaneous essays" und der „Oliver Cromwell" bezeichnen die Höhenpunkte seiner schriftstellerischen Laufbahn. Dann ging es bergab. In den „Lectures on heroes" erschien der gesunde Menschenverstand schon sehr angekränkelt und war an die Stelle geschichtlicher Wahrheit und Gerechtigkeit bereits die geniale Marotte getreten. Der carlyle'sche sogenannte „Heldenkult" (hero-worship) sah der Anbetung brutaler Gewalt denn doch zum Verwechseln ähnlich. Die Marotte wurde dann zu der fürchterlich viel- und dickbändigen „History of Frederik the Great" ausgesponnen. Wer sich wie ich rühmen kann, diese Walburgisnacht von Buch von A bis Z durchgelesen zu haben, darf sich an Geduld jedem Heiligen der christlichen Martyrologie gleichstellen. Wer sich aber rühmen kann, dieses Buch verfaßt zu haben, hat sicherlich dermalen an Sitzfleisch seines Gleichen nicht auf Erden und darum der königlich preußischen „Pour le mérite" redlichst ersessen. Wenn man der psallirenden Verhimmelung Friedrichs durch Carlyle vom Anfang bis zum Ende mit gehöriger Andacht folgt, so hat man zuletzt das Gefühl, der aufgeklärte Despot und kynische Stockskepterträger sei eigentlich ein himmelblaues Lämmerschwänzchen gewesen, fehl- und schuldlos, auch geschlechtslos, kurz ein Engel, ein Erzengel aus dem ff. Stellenweise fehlt es dem barock durcheinander geworfelten und gewursteten Werke keineswegs an genialen Blicken und Blitzen, aber das ist eine Genialität, wie sie auch in Irrenhäusern vorkommt.

Die russophilen Lorbeern, welche sich Mr. Gladstone, dieser cantor cantorum — (nicht vom lat. canere, sondern vom englischen „cant" herzuleiten) — unlängst erworben, scheinen den Schlaf in Nr. 5 Cheyne-Row-Chelsea gestört zu haben. Oder auch hat der gute Carlyle die groteske Komik der Scene in der londoner Guildhall, allwo der alte Clown D'Israeli den britischen Dreizack schwang, für Ernst, Pathos und Tragik angesehen. Demzufolge hing er die „Heldenanbetung" einstweilen an den Nagel und verlegte sich auf die Russenanbetung. Er setzte sich am 24. November hin und adressirte an

seinen „Dear Howard“ einen Schreibebrief, worin es von Carlyleismen und sonstigen Raritäten wimmelt. Die argverknotete orientalische Frage wird da kurzweg gelöst. Das Ding ist ja so einfach: „vollständige und alsbaldige Vertreibung der Türken aus Europa!“ orakelt unser Druide von Cheyne-Row. Die Frage: Wohin mit den zu Vertreibenden? kümmert ihn gar nicht. Nur fort mit ihnen! Sie sollen „ihr Angesicht nach Osten wenden“! Punktum. Die „friedlichen mongolischen Bewohner“ der Türkei dürften dagegen in Europa bleiben und „würden natürlich in Ruhe gelassen.“ Wer aber diese friedlichen mongolischen Einwohner eigentlich seien, das wissen weder Menschen noch Götter, das weiß nur Carlyle. Wenigstens sollte er es wissen, falls er nicht in den Verdacht kommen will, mit Bewußtsein eine pure blanke Faselei niedergeschrieben zu haben. Im übrigen wird die Türkei ganz nett und sauber zwischen Rußland und Oestreich aufgetheilt, basta! Oestreich muß ja doch mehr und mehr ein „slavisches und magyarisches Reich werden“ — da klingt einem wahrhaftig der schöne Reim aus dem „Buch des höhern Blödsinns“ in den Ohren: „Wenn das Feuer mit dem Wasser, König Saul und Salmanasser die Vermählungspolka tanzt“ — also ein magyarisches und slavisches Reich muß Oestreich werden und bei dieser Gelegenheit schlagen sich „die neun Millionen Deutschöstreicher zu ihren Landsleuten im großen deutschen Reiche“. Keine Hexerei, bloße Geschwindigkeit! Selbstverständlich hat der Car einen „gerechten Anspruch auf Gebietserwerb“ in der von ihm „befreiten“ Türkei und Carlyle ist augenscheinlich der Meinung, daß Europa gutthäte, sich ebenfalls durch den Caren „befreien“ zu lassen, von „Wahlurnen“, „Freiheit“ und dergleichen unpraktischen Dingen mehr, die sich nicht mit dem „Talent des Gehorsams“, mit der „schweigenden Befolgung gegebener Befehle“ vertragen, um welcher Tugenden willen Carlyle die Russen als einen „edlen Bestandtheil“ Europa's preist und verherrlicht. Das Zukunftsideal heißt also Russificirung. Kinder und Narren sagen, was sie denken. Unser Russennarr in Cheyne-Row ist aufrichtiger, als die berliner Russen es wünschen können. Sie haben daher dem Propheten des Carismus ein sauersüßes Gesicht gemacht.

Der verliebte Weise.

Erzählung in Versen

von

Hans Herrig.

Einst lebt ein Weiser; daß alt er war,
Stumpf seine Augen, grau sein Haar,
Dürr seine Arme, steif seine Beine,
Versteht sich von selbst. Es hat einmal keine
Weisheit die Jugend; so lange noch dunkel
Die Haare, noch strahlt der Augen Gefunkel,
Gilt es, das Wissen zu vermehren,
Der Haare Mark dabei zu verzehren;
So lange gilt's, in den Büchern zu lesen,
Zu spähen in der Dinge Wesen,
Bis man die Augen sich sieht aus dem Kopf,
Doch dieser dafür ein voller Topf,
Gefüllt mit Weisheit bis zum Rand; —
Erst wer nicht recht mehr selbst kann stehn,
Besitzt den wahren, höhern Verstand ...
So ist's mit Jenem auch geschehn.
Ein Diener Wischnu's war er, des Gottes:
Trotz Laienhöhnens und Heidenspottes
Dient er dem Wischnu spät und früh,
Lag im Gebete sich wund die Knie,
Stand stundenlang auf einem Bein,
Lebt in den wilden Wäldern allein,
Wie ein Tiger, ja: noch viel schlimmer —
Denn der Tiger hat die Tigerin,
Doch ihm gefiel Gesellschaft nimmer,
Er sprach in seinem heilgen Sinn:

„Mit einem Weib sich abzugeben,
Heißt unnütz schalten mit seinem Leben.
Der Weise seine Hand befleckt,
Die er dem Weib entgegenstreckt:
Sein Aug' blick auf zu reinern Höhn,
Soll nicht auf Erden spazieren gehn.
Das Weib bringt ihm nicht Weisheit zu,
Es will nur, daß verliebt er thu;
Und zeigt es sich in seiner Zier,
Entsteht im Herzen die Begier;
Begier ist wilde Flammenpein,
Vom Höllenbrand ein Wiederschein;
Wer so verbrennt mit Höllenflammen,
Der muß der Hölle selbst entstammen."

So sprach der Weise vor sich hin
Und hatte seiner Tugend Gewinn.
Denn oft, vom hohen Götterſitz,
Gleichwie vom Himmel steigt ein Blitz,
Stieg Wischnu; und wie jener fällt
In eine Hütte, sie erhellt,
Bald feurig lodern macht ihr Holz;
So drang des Gottes Majestät
Tief in sein Herz, das in Gebet
Und Andacht fast zusammenschmolz.
Und wie dem Meer der Dunst entschwebt,
Wenn es der Sonne Strahlen rühren,
Und sich als Wolke leuchtend hebt,
Wenn ihn die Winde aufwärts führen,
Bis oben zu der Sonne Füßen,
Er Feuer wird von ihren Küssen —
So stieg oft vor des Gottes Blick
Des Weisen Seele aus dem Meer
Der Andacht, nicht mehr irdisch schwer,
Empor zu seines Himmels Glück;
Und Wischnu ließ sie sich entzünden,
Die Ewigkeit vorherempfinden.

Wohl würzt ein einzig Röslein nicht
Den Garten; und wer ihn durchzieht,
Er ahnt wohl kaum, daß sie erblüht.
Doch stehn die Rosen voll und dicht,
Und blüht's am Busch erst überall,
Dann kommt auch bald die Nachtigall,
Um von der Rose Reiz zu singen.

Ein kleines Licht kann man verstecken,
Das große wird sich selbst entdecken;
Ein wenig Weisheit mag verklingen,
Gar manche gute That verweht,
Ohne daß Einer stille steht.
Doch wessen Weisheit sich entfaltet,
Zu tausend Blüthen sich gestaltet,
Und wer an guten Thaten reich,
Gleichwie ein blüthenschwerer Zweig,
Zu dem fliegt auch der Ruhm und singt
Sein Lob, daß durch die Welt es klingt.

Solch blühender Zweig der Weise war
Und durch die Welt sang hell und klar
Der Ruhm von seiner Weisheit Macht.
Die Fernsten ließ es selbst nicht ruhn,
Mancher kam mit zerissnen Schuhn,
Solch langen Weg hatt' er gemacht,
Des Weisen Segen zu erbitten.
Doch hatte nicht Jeder es so schlecht.

Auf einem Elephant geritten,
Vom gelben Sonnenschirm, wie's Recht,
Das königliche Haupt beschützt,
Auf dem die goldne Krone sitzt,
Kam einst des Landes Fürst herbei
Zur waldbegrabnen Siedelei.
Die Sklaven liefen hin und wieder,
Den bunten Teppich auszubreiten,
Sie legten zu des Weisen Seiten
Die schwellend weichen Kissen nieder;
Einer die Betelbüchse trug,
Der Zweite hielt den Pfauenfächer,
Der Dritte den kristallnen Becher,
Der Vierte den glasirten Krug,
In welchem rother Wein erglänzt,
Den er dem Könige kredenzt.
Es stehn umher die Würdenträger,
Der Feldhauptmann, des Schatzes Pfleger,
Der Frauen Hüter, ohne Bart
Und fett nach der Kapaunen Art.
Im bunten Rock mit rothen Kanten,
Auf ihrem Haupt des Helmes Zier,
Stehn mit den Spießen die Trabanten
Und bilden ringsum ein Spalier.
Der König naht mit ernstem Schritte
Und setzt sich auf das weiche Pfühl.
Monarch zu sein! welch Hochgefühl!
Als säß er in des Weltalls Mitte,
So würdevoll sieht er darein,
Als wäre nur der Sonne Schein
Deßhalb so lustig und so licht,
Weil sie beschaun darf sein Gesicht.
Als wenn die Palmen ringsherum
Aus lauter Ehrfurcht wären stumm,
Als ob im Norden und im Süden
Ein Glück der Schöpfung nur beschieden,
Und alle Menschen, alle Thiere,
Die Götter selbst im Luftreviere
Ein Einzges nur im Auge hätten:
Den König da auf weichen Betten.
Es blieb nur Einer ausgenommen:
Just der, zu dem der König kommen.
Theilnahmlos blieb der weise Mann,
Sah seiner Nase Spitze an,
Und dacht' im Innern höhrer Dinge
Und Alles sonst schien ihm geringe.

Der König also zu ihm sprach:
„Der Weg war weit! laß mich gemach
Verschnaufen und erst dann dir sagen,
Welch Wunsch mich in den Wald getragen!
Es war ein Wunsch, den, wisse dies,
Ins Herz mir Wischnu selber blies ...
Ein einzig Kind nur nenn' ich mein;
Amrita heißt mein Töchterlein.
Die Jahre gehen schnell dahin:
Es liegt mir heute noch im Sinn,
Wie ich an ihrem ersten Tage
Gebraucht hab meine Hand als Wage
Und sie gar federleicht befand.
Noch hör' ich sie in ihrer Wiege
Voll Aergers schrein, wenn eine Fliege
Sich durch den Gazevorhang wand,
Am kleinen Näslein sie gejückt ...
Noch seh ich kindisch sie entzückt,
Als sie die erste Puppe gleich
Gewickelt in ein Shäwlchen weich
Und sie geküßt und sie gestreichelt,
Mit ihr gezürnt und ihr geschmeichelt,
So ganz genau nach Mutterart,
Als wenn sie's selbst schon zehnmal ward.
Wär' Einer der da könnte lesen,
Was Jeglicher vordem gewesen,
Der hätt' es sicherlich durchschaut,
Daß ihre Seele auf dem Wandern
Gar oft gefunden schon den Andern,
Dem Frau und Mutter ward die Braut;
So eine Puppe selbst zu lieben,
Das muß man lange vorher üben! — —
Es liegt die Puppe nun im Winkel,
Anfänglich wars ein wenig Dünkel,
Doch merkt' ich bald, der ward zu Neid —
Das Puppenspiel hat seine Zeit,
Und eines Tages heißt's: wie gut
Hat's doch die Puppe, lieblich ruht
In meinem Arm sie jeden Tag,
Lauscht Nachts auf meines Herzens Schlag

Und schlummert friedlich mit mir ein;
Nein, eh ich wieder Puppen pflege
Und an mein klopfend Herz sie lege,
Da will ich selber Puppe sein!
Und kurz und gut, als ich das sah,
Verstand ich, daß die Zeit nun da,
Wo ich als Vater sorgen muß
Recht bald für eines Bräutigams Kuß.
Doch will ich ihren Sinn nicht quälen,
Frei soll es sein, mein Königskind
Und sich den Gatten selber wählen.
Durch's Reich schon ausgegangen sind
Die Boten, welche laut verkünden,
Es möge sich zum Feste finden,
Wem jugendlich die Locke wallt,
Von Namen edel und Gestalt,
Und wem der Bart keimt voller Lust,
Daß er sich seiner Kraft bewußt,
Und wem der Glieder schlanke Zier
Macht neidisch die Gazellen schier,
Und wer voll Liebe und voll Treue
Nie schaffen wird der Gattin Reue.
Jedoch wer weiß, was einst entsteht?
Ob seine That nicht Unkraut jä't?
Drum tönt des Weisen Lob so laut,
Weil er der Welt ins Inn're schaut;
Den Weisen nun bitt' ich zum Feste,
Er soll für meine frei'nden Gäste
Der Prüfstein sein und uns behüten,
Daß sie nur echtes Gold uns bieten;
Der Juwelier, der unter schlechten
Und falschen Steinen schnell den echten
Den Diamanten kennt, der grau
Und glanzlos Anfangs ist, wie Kies,
Geschliffen wird ein Tropfen Thau,
Wie mancher strahlt im Paradies.
Den echten Stein sollst du erkennen,
Und hat die Tochter ihn gewählt,
Werd ich zum Eidam ihn ernennen,
Das giebt den Glanz ihm, der ihm fehlt." —

Der Weise sprach: Wie Wischnu will!
Blickt auf die Nasenspitze nieder
Und schwieg in seiner Weisheit still.
Dann packten Sklaven seine Glieder,
In eine Sänfte ihn zu drücken —
Und fort ging's auf dem Elephantenrücken.

* * *

Das Fest beginnt. Von fern und nah
Kommt Alles schon herangezogen.
Der Eine denkt vom Andern da:
„Der arme Narr hat sich betrogen!
Den nähme sie? sie wär verrückt;
Was hat der Edle aufzuweisen,
Womit will er vor ihr sich preisen,
Wenn ihn ihr schönes Aug' erblickt?"
Im Bogenspannen war der Eine,
Im Bogenschießen weit bekannt,
Des Zweiten Name klang durch's Land,
Weil er besaß die flinksten Beine,
Weil er verstand, auf nackten Sohlen
Pferde und Winde einzuholen.
Der Dritte war ein Musikant,
Die Leyer spielt er zum Berauschen.
Dem Vierten mußte Jeder lauschen,
Wenn er, ein glänzend Perlenband
Der Reime Kette zierlich flocht.
Der Fünfte mit dem Schwerte focht,
Das wußt' er voller Kraft zu packen,
Daß er zerhieb mit einem Schlag
Des stärksten Ochsen starken Nacken.
Der Siebente war wie der Tag
So schön, und holde Wohlgerüche
Durchhauchten sein gekräuselt Haar,
Sein Mund nicht minder duftig war,
Entflohn ihm süße Liebessprüche.
Der Achte war nicht grade schön,
Doch konnt' er Eins zu seinem Ruhme sagen,
Daß er die halbe Welt gesehn! . . .
Man durft' ihn nur nicht darnach fragen.
Es war der Neunte hochgelehrt,
In allen Büchern gar belesen;
Der Zehnte nie so dumm gewesen
Daß nutzlos er sein Hirn beschwert;
Sein Glück hing nicht an einem Faden,
Er sprach: „Was kann das Unglück schaden,
Wenn selbst das Fräulein mich verschmäht?
Noch bin ich jung, ist's nicht zu spät . . .
Und wenn mich diese auch nicht küßt,
Es sicher eine Andre ist;
Und wählt sie mich, nun so ist's schön,
Und thut sie's nicht, so muß ich gehn!"
Der Elfte hatte schon Gesandten
Mit tausend Briefen abgeschickt,
Die sammt und sonders dies bekannten:
Mein Herz ist, Herrin, so verzückt,
(Obgleich dich nie die Augen sahn;
Ein Gott hat, Holde! dies gethan!)
Daß, wenn du nicht mein Flehn erhörst,
Du jede Möglichkeit zerstörst,
Wie ich noch länger könnte leben!
Sofort werd' ich den Tod mir geben!
Und risse selbst der Strick entzwei,
So schaff' ich Gift und Dolch herbei!"
Der Zwölfte war von trübem Sinn;
Er dachte so: auch ich geh' hin,
Um einmal wieder zu erkennen,

Daß nie die Götter Glück mir gönnen;
Werd ich den Preis davon nicht tragen,
So kann ich doch über's Schicksal klagen!"
Noch Einer endlich war gekommen.
Es ward von ihm nicht viel vernommen,
Ein Jüngling eben war's, nichts weiter,
Von edler Herkunft, frei und heiter.
Amrita hatt' er oft gesehn,
Kam sie vorbei, so blieb er stehn;
Sie sah sich um, er sah ihr nach:
Das war das Ganze Tag für Tag.

Fürwahr, da ist die Wahl gar schwer!
Wenn Einer nicht ein Weiser wär',
Möcht er wohl kaum zurecht sich finden.

Der Weise sprach: „Stets sind es Zwei,
Die einen Ehestand begründen.
Wie trefflich auch der Gatte sei,
Wenn Beide nicht zusammen passen,
So müssen Beide Haare lassen.
Und soll ich denn ein Urtheil fällen,
Muß deine Tochter mir sich stellen,
Damit ich seh', wie sie beschaffen!"

Der König rief: „Wie, hör ich recht?
Sie, welche Alle hier begaffen —
Sind deine Augen denn so schlecht?
Du hast allein sie nicht gesehn?
Dein Blick, der hoch am Himmel schweift
Braucht nur zur Seite sich zu drehn,
Da sitzt Amrita, goldbereift
Die schöne Stirn, im Prachtgewand,
Geschmückt am Knöchel und an Hand
Und Arm mit Bangen und mit Spangen,
Und Scham auf ihren jungen Wangen,
In ihren Augen schüchtern Bangen,
Wen sie zum Gatten wird erlangen!"

Es hebt der Weise seinen Blick
Von seiner Nasenspitz' zurück,
Er läßt ihn rings im Kreise schweifen
Und trifft gar bald den goldnen Reifen.
Ein Schleier von Muss'lin umwallt
Die schlanke herrliche Gestalt,
Doch scheint das holde Antlitz vor,
Gleichwie der Mond durch dünner Wolken Flor.

Der Weise seufzt: „Mein Aug' ist schwach,
Ich bin schon alt: so sei nicht zag
Und komme traulich zu mir her,
Auf daß ich schaun kann dich noch mehr!"

Vom Kissen auf Amrita springt,
Manch Jüngling mühsam niederschlingt
Gewalt'ge Seufzer, als er sieht,
Wie palmenschlank sie ist. Sie zieht
Den Schleier fest um ihre Glieder
Und kniet dann vor dem Weisen nieder.
Der Weise aber nimmt den Schleier
Und wirft den Wolkenflor zur Seit';
„Mondaufgang!" murmeln da die Freier
Und dulden doppelt Liebesleid.
Demant, Saphir, Rubin, Karfunkel
Strahlt ihr vom Haupt in bunter Pracht:
Geboren in der Tiefe Dunkel
Durchleuchten sie auch hier die Nacht.
Die Wimpern beugen sich hinab
Und schließen gleichsam in ein Grab.
Die schönen Augen ein; doch wie,
Wer hold entzückt von Poesie,
Das Buch, worin er las, verschließt,
Doch nicht des Dichters Wort vergißt —
Noch Tage lang schwebt seinem Ohr
Die Melodie der Reime vor, —
So konnte auch die Seele dessen,
Der einmal dieses Aug' gesehn
Den holden Zauber nie vergessen
Und mußt in ewgen Flammen stehn.
Ein Jäckchen schmückt von blauer Seite
Den zarten Leib und leicht umfängt
Ein zartes Musselingekleide
Die holde Form. Es hebt und senkt
Der junge Busen sich in ihm;
So zittert wohl voll Ungestüm
Die Lotusblume in den Fluthen
Wenn nach des Tages hellen Gluthen
Die Dämmrung kommt, die Stunde naht
Wo bald der Mond des Himmels Pfad
Mit seinem Silberlicht bestreut
Und sie den Wassern darf entsteigen,
All' ihren Reiz dem Gotte zeigen,
Und sich an seinen Küssen freut! . . .

Was sollte da der Weise thun?
Er ließ sein Auge auf ihr ruhn.
So wie ein Geometer klug
Wohl überblickt der Linien Zug
Aus Winkel, Dreieck und Quadraten
Den neuen Lehrsatz zu errathen —
Wie der sich oft den Kopf zerbricht —
Des Räthsels Lösung zeigt sich nicht,
Und wie er seufzt, die Zunge schmatzt
Und sich in seinen Haaren kratzt,
Ging's auch dem Weisen: er seufzte laut
Und Eins nur war der Unterschied,
Statt daß er sich im Haare kraut,
Mit seiner Hand er Linien zieht

Ueber das lockige Haupt der Magd;
Er taſtet ihr auf Schläf' und Stirn,
Auf die Naſe, hinters Ohr und ſagt:

„Nach außen hin auch wirkt das Hirn,
Bildet ſich ähnlich Schädel und Leib;
Nicht nur nach außen biſt du Weib,
Auch nach innen; dein moraliſch Weſen
Muß jetzt der Weiſe deßhalb leſen
An dieſen Ziffern und Zeichen;
Da gilt es Alles zu vergleichen:
Den Hinterkopf mit dem runden Kinn ....
Ueberall ſteckt ein moraliſcher Sinn.
Des Körpers ganze Geſtalt und Structur
Mit der Naſe Winkel und Figur;
Und beſonders an den Händen
Muß man den Witz verſchwenden:
Ob ſie dick ſind, breit oder ſchlank,
Ob die Finger kurz oder lang;
Auch an den Füßen läßt ſich ſehn,
Wie's einem Menſchen wird ergehn.
Ob ſie hoch, ob breit, ob ſchmal.
Denn der Körper iſt kein Futteral,
Kein Beutel, der echtes und falſches Geld —
Ihm iſt's ganz einerlei — enthält.
Wie man an der Schaale die Muſchel kennt,
So auch die Seele an der ihren.
Wenn Feuer auf dem Hügel brennt,
Kannſt du an ſeinem Schein es ſpüren;
Je lichter der Schein, je heißer es flammt.
Das Feuer iſt Beides im Verein,
Brennende Flamme, leuchtender Schein.
Der Schein nur, der der Seel' entſtammt
Iſt auch des Menſchen leiblich Sein!
O König hör mein Wort denn an,
Wie du, ſo glücklich, war kein Mann;
Keinem war ſolche Tochter eigen!"

Der Weiſe fiel hierauf in Schweigen.
Er ſeufzte laut! ſo knarrt bei Nacht
Die roſtge Thür in ihren Angeln,
Daß es den Schläfer bange macht;
So ſtöhnt elendig in den Dſchangeln
Der Tiger, deſſen Rippe bricht,
Indem die Schlange ihn umflicht.
Jedoch aufs Neu beginnt er jetzt:

„Die Fluth, in der der Mond ſich letzt,
Wenn er vom Himmel fortgezogen
Und wiederkehrt als ſchmaler Bogen,
Bis er, genährt von ihr, die Pracht
Des Vollmonds wiederum erreicht,
Die wunderſame Fluth der Nacht,
In der des Menſchen Wünſchen ſchweigt,
Gleichwie der Fiſch im Meere thut:
Was iſt ſie gegen dich, o Fluth
Der ſchwarzen Locken hier ums Haupt!
Und wer in ihr könnt untergehn,
Die Sprache wär' auch ihm geraubt,
Im Meer des Glücks wär's drum geſchehn.
Ihr Wimpern, euch ſei tauſend Dank,
Daß ihr dies ſchöne Aug' verſchließt.
Wenn lieblich es die Welt begrüßt:
Die Götter würden liebeskrank,
Die Erde bebt und wird Vulkan,
Das Waſſer kocht im Ocean;
Die Sterne fallen todt hinunter,
Erblaßt vor dieſes Auges Licht,
Und zürnend ging die Sonne unter
Und ſpricht: Mich braucht ihr länger nicht ....
Und du, o roſenrothe Lippe,
Du ſelige Korallenklippe,
An dir zu ſcheitern, welche Luſt!
O welche Luſt hinabzuſinken,
Den ſüßen Trank des Tods zu trinken,
Gebettet hier an dieſe Bruſt."

Des Königs Tochter ganz erſchrocken
Schüttelt das Haupt, daß ihr die Locken
Als Schleier fallen ins Geſicht.
Der König ſpricht: „Es iſt die Pflicht
Des Unterthanen, das zu loben,
Was irgend kommen mag von oben:
Du lobteſt ſie mit viel Geſchick —
Wirf auf die Freier nun den Blick!"

Der Weiſe ſtand von ſeinem Sitz
Und rieb ſich ſeine gicht'ſchen Knie;
Die Jugend machte manchen Witz —
Ach! rechte Tugend hat ſie nie.
Der Weiſe war nicht hoch und ſchlank,
Ein wenig zittrig war ſein Gang;
Es ſaß der Kopf ihm ſelten grad',
Hing nur ſo halb noch in der Naht,
Fiel öfters zuweit nach der Linken,
Um nach der Rechten dann zu ſinken.
Sein ſchmutzger Bart glich dem Geſtrüppe
Wie es auf einer öden Klippe
Des Meeres wächſt von grauem Moos;
Jede Bewegung war ihm ſauer,
Sein Athem nur von kurzer Dauer:
Das iſt einmal des Alters Loos.

Nun hob er an: „Es wagt die Krähe
Sich nimmer in des Adlers Nähe;
Nie führte eine Löwin irr
Des Schakals heiſres Liebsgegirr.
Und wenn der Hirſch ruft durch die Wälder,

So flieht die Häsin in die Felder.
Was gleich nur und einander werth,
Einander aufsucht und begehrt.
Woran erkennst die Götter du,
Wenn sie auf Menschen schreiten zu?
Am Lichtglanz, der sie hold umfließt,
Und der in tausend Strahlen schießt,
Als wären abertausend Sonnen
Zu feur'ger Gluth in Eins geronnen.
Es ist das Licht das wahre Sein,
Nur Schatten trüben die Natur,
Und wo von Schatten keine Spur,
Bei Göttern, strahlt es klar und rein.
In tiefe Nebel sank das Licht,
Als es dem Menschenleib ward Geist;
Doch wenn der Nebel einmal reißt,
Schaut ewgen Glanz dein Angesicht.
Sei's daß er sich in Nebelwogen
Noch farbig bricht als Regenbogen,
Sei's daß in seiner vollen Kraft
Den Tag er, der er selbst ist, schafft
Und allen Wesen ringsum bringt:
Zwei Dinge sind's drum, die besingt
Als göttliche das Lied vor Allen:
Der Schönheit selges Wohlgefallen
Beim Weib: des Mannes höchste Krone
Ist, daß in ihm die Weisheit wohne.
Es läßt kein besser Paar sich finden,
Als da, wo beide sich verbinden."

Die Freier waren Alle stumm,
Nicht weise sehr, sogar recht dumm
War das Gesicht, das sie da machten,
Indessen sie verlegen lachten.

Der Siebente sprach: „Ich glaube Keiner
Kann hier nach solchem Wort noch frein!
Und wär' berechtigt irgend Einer,
Ich könnt's allein von Allen sein.
Als Weiser leucht ich nicht hervor:
Doch ist auch das etwas: als Thor!
Die alten Rischis schon dociren,
Daß die Extreme sich berühren!"

Der König sprach: „Das klingt nicht schlecht;
Jedoch was hülf's, gäb' ich dir Recht?
Mein Kind soll selbst das Urtheil sagen."

Es sprach die Magd: „Wie kannst du fragen:
Dem Weisen stimm' ich gänzlich bei;
Ich will, daß ich dem eigen sei,
Der grad so weis' ist, wie ich schön."

„O du Geschöpf aus Himmelshöhn!"
So murmelte der Weis' und wollte
Amrita's kleines Händchen küssen:
Die hatte schnell es fortgerissen
Und fuhr nun fort: „Die Sonne durchrollte
Erst fünfzehnmal den schnell durcheilten,
Den Himmelspfad, den zwölfgetheilten,
Seitdem ich athme unter ihr:
So liegt noch viele Zeit vor mir
Und eine weite Lebensbahn.
Läßt du die Renner auf den Plan,
So springen sie mit muntern Sätzen,
Als müßte sie der Lauf ergetzen,
Sie wiehern lustig, ihre Nüstern
Blähen sich auf, wie windeslüstern;
Erst wenn die Bahn beinah durchlaufen,
Werden sie müde und wollen verschnaufen.
So ist's mit dem Menschen. Die Jugend eilt
Ins Leben, springt lustig querfeldein:
Da ist keine Rast, bei der sie weilt,
Es hindert sie nicht Stock noch Stein
So geht es auch mir: das langsame Schreiten
Ist mir verhaßt — o lustiger Lauf! —
Und will mich einer durch's Leben begleiten,
Der nehm' es an Schnelle mit mir auf!
Wir werden ach! nur zu bald müde,
Des Lebens schönste Zeit ist hin;
Vertrocknet erst der kühne Sinn,
Im Alter kommt von selbst der Friede!
Doch laßt bis morgen mir noch Zeit;
Da spreche Jeder, der mich freit.
Weisheit vor Allem sei ihm eigen,
Doch muß er auch daneben zeigen,
Daß er der Jugend folgen kann.
Denn wenn er hinkt und lahm sein Schritt
Kommt er im Lebenslauf nicht mit.
Was hätt ich nur von solchem Mann?
Ihn müssen behende Glieder tragen,
Mit mir zu reiten und zu jagen,
Auf Berge zu klettern, und waldige Höhn.
Auf Morgen denn! auf Wiedersehn!"

* * *

Für heute war die Sitzung aus,
Die Freier zogen all' von dannen.
Der Weise zog die Stirne kraus,
Schweißtropfen ihm herunterrannen.
„Weisheit besitz ich scheffelweise —
Gibt es denn nirgends eine Speise,
Die meinen alten Leib verjüngt
Und neue Kraft den Gliedern bringt?
Wie? hab' ich denn nicht früh und spät
Wischnu gedienet im Gebet,
Mein ganzes Leben ihm geweiht,
Und mich ohn' Unterlaß kasteit;

All meine Weltlust ward ersäuft; —
Wie man's mit jungen Katzen thut,
Macht' ich's mit ihr im heilgen Muth; —
Verdienste hab' ich aufgehäuft
Berghoch wie der Himalaya —
Was klag' ich nur noch länger da?
Werd' meinen Wunsch ich Wischnu sagen,
Hat er kein Recht ihn abzuschlagen."

Wir wissen: niemals fiel es schwer
Dem Weisen himmelauf zu schweben;
Zum Lohne für sein reines Leben
Schritt in den Lüften er einher,
Als wie auf unsichtbaren Stegen;
Doch macht's ihm diesmal manche Müh
Die alten Glieder zu bewegen,
Nach unten zog's ihn, wie noch nie.
Ob das von dem Gedanken kam,
Der gänzlich in Besitz ihn nahm?

„O du Gewand von Musselin,
Dich hat der Weber dünn gewebt,
Und drunten sieht man rosig glühn
Das schönste Leben, das da lebt!"

So seufzt' er und hatte sich gestoßen
Das Knie an einem Sterne wund;
Thät' ziemlich sich deßhalb erboßen,
Gab seinen Aerger scheltend kund,
Und schuld dran war doch nur sein Träumen.

Da hört' er's auf einmal brausen und schäumen,
Wie Sturmestoben, wie Meereswallen,
Wie Hymnenchöre, wie Donnerhallen:
Das war der Gottheit Athemholen.
Vor seinen Augen ward's schwarz wie Kohlen,
Als sänk' herunter dichte Nacht.
Das Licht hat ihn so blind gemacht,
Das aus des blauen Gottes Blicken
Droht seine Sehkraft zu erdrücken.
Blau ist des Gottes Angesicht,
Seid dessen so verwundert nicht:
Blau wie das Meer, das unsre Erd' umfängt,
Blau, wie der Himmel, der darüber hängt:
Das blaue Kleid trägt die Unendlichkeit
Und weil das Meer so tief, die Welt so weit,
Muß Meer und Welt im blauen Scheine glänzen,
Da, wo des Menschen Aug' an seinen Grenzen.
Blickst in des Gottes Antlitz du hinein.
Ein Blick ist's, tiefer als in tiefste Meere,
Ein Blick ist's weiter als zur fernsten Sphäre;
Bald wird dein Aug' an seinen Grenzen sein.

Es faßt der Weise sich allmählig,
„Heil Wischnu, ruft er, hehr und groß
Und die, die auf des Gatten Schooß
In alle Ewigkeit ist selig!"
(Denn an des blauen Gottes Brust
Ruht sie, die seiner Seele Lust,
Der Schönheit Göttin und der Liebe.)
Der Weise spricht: „Seit langer Zeit
O Wischnu bin ich dir geweiht,
Dein war ich ganz allein; nun übe
Was Göttern Pflicht auch, Dankbarkeit!
Die Weisheit hab ich mir errungen
Und alle Kenntniß nenn' ich mein,
Lust und Begier hab' ich bezwungen
Und meine Seele blieb so rein
Gleich einem Spiegel, welcher hängt
In einer Grotte von kaltem Eis,
Von keines Athems Hauch bedrängt,
Wo selbst der Sonne Gluth nicht heiß,
Wo sie zu bloßem Licht gemildet
Sich leuchtend in ihm wiederbildet.
Eins fehlt noch meiner Wissenschaft.
Was ist des Weibes Art und Kraft?
Die Schönheit, welche ihm zu eigen
Will vor der Weisheit sich nicht neigen;
Die Hände streck' ich sehnend aus,
Da spricht die Schönheit: ich bin jung!
Und schnell, mit eines Pfeiles Schwung
Stürmt spöttisch lachend sie hinaus.
Der Weise, ach! hat steife Beine
Er springt wohl auf, doch kommt nicht mit
Wie hielt er mit der Jugend Schritt!
So zappelt wohl an seiner Leine
Der Leopard, geht es zur Jagd,
Wenn ihm von fern die Wildniß lacht:
Der Jäger hält ihn fest am Stricke, —
Muß sich begnügen mit dem Blicke,
Bis Jener denkt, nun sei's am Ort:
Dann stürzt er nach der Beute fort.
So lieg ich in des Alters Stricken,
Sie schnüren sich um meine Glieder,
Die sie gar unzart kneifen und zwicken;
Will ich laufen, so stürz' ich nieder.
Du hältst den Strick in deiner Hand.
Ein Wort von dir, ein kurzes Wollen!
Zerrissen muß er niederrollen
Und ich bin flink, ich bin gewandt
Kann klettern und tanzen und springen
Und scherzen und lachen und singen,
Und will die Schönheit mir entweichen
Bis auf der Berge höchsten Gipfel,
Des zarten Musselinkleids Zipfel
Faß' ich und werde sie dort erreichen!"

„Das Seil des Schicksals, das dein Band,"

So spricht der Gott, „hält meine Hand.
Anrecht hast du auf meine Güte,
Doch rath' ich Eins zuvor dir: hüte
Dich wohl, daß du nichts Falsches bittest!
Wenn einmal du das Band zerschnittest
Kannst du es nimmer wieder binden,
Mußt einen neuen Weg dir finden."

„Ich werd ihn finden!" ruft der Weise,
Es wiederholt gar süß und leise
Das alte Lied ihm das Verlangen,
Von Hals und Schulter, Aug und Wangen;
Es kribbelt ihm durch alle Glieder,
Er wirft sich vor dem Gotte nieder.

Der spricht: „Bedenk es noch einmal
Es fließt jedweder Strom zu Thal;
Umwenden läßt sich nicht die Zeit
Du mußt von ihr dich führen lassen
Kommst einmal du mit ihr in Streit
Will alles plötzlich nicht mehr passen.
Natur liebt keinen Widerspruch,
Sie duldet weder Riß noch Bruch,
Springst du heraus aus ihren Gleisen,
Wird sie dir selber neue weisen
Und irgendwo dich einrangiren,—
Du mußt doch einmal existiren!
Doch wie du wünschest, sei's gethan,
Was eben Wunsch, ist nicht mehr Wahn."

Der Weise fühlt ein seltsam Jucken
In allen Gliedern scheints zu zucken,
Er meint, daß er gefallen wäre
In einen großen Ameisenhaufen,
Ihn stächen tausend kleine Speere
Der Thierchen, die ihn überlaufen,
Er meint, er stünde nackt und bloß
In einem glühnden Funkenregen,
Es pocht sein Herz in lauten Schlägen
Und gibt ihm gleichsam Stoß auf Stoß.
Es dröhnet ihm durch alle Knochen,
Es saust und schwirrt ihm vor den Ohren,
All seine Schwungkraft ist gebrochen,
Er hat das Gleichgewicht verloren;
Des Gottes blaues Angesicht
Erscheint ihm bald aus ferner Höhe
Als wie des blauen Himmels Licht.
Schon ist er in der Erde Nähe.
Ihn schwindelt's und er meint zu stürzen,
Er schreit und sieht sich schon zerschmettert,
O könnt er seine Luftfahrt kürzen!
Da sieht er vor sich aufgeblättert
Auf einem schlanken Riesenmaste
Die grüne Krone einer Palme,
Es drängen sich auf einem Aste
Nach Sternenform die Blätterhalme;
Er springt hinein, er klettert nieder,
Wie schmiegsam sind doch seine Glieder!
Leicht windet er sich durch die Blätter,
Umarmt gar zierlich seinen Retter
Den hohen Stamm, und rutscht behende
Zur Erde nieder an dem Schlanken.
Gepriesen sei des Gottes Spende!
Die allernärrischsten Gedanken
Durchfahren ihn, nur vor Vergnügen,
Daß er der Jugend Kraft nennt sein:
Er möchte sich in den Zweigen wiegen,
Den Vögeln schaun ins Nest hinein!

Wie lang für seine Liebessorgen
Die Zeit doch währt zum andern Morgen!
Sie läßt jedoch sich nicht beflügeln,
Der Tag nimmt seinen ruh'gen Lauf,
Und würdevoll steigt hinter Hügeln
Der schöne Mondgott langsam auf,
Der still am Himmel Wache hält
Bis ausgeschlafen eine Welt.
Doch endlich graut es leicht im Osten
Es scheint des Himmels Erz zu rosten.
Ein rother Schein fließt drüber hin;
Die Morgenröthe glänzt und schimmert,
Der erste Strahl der Sonne flimmert,
Der Weise jauchzt in frohem Sinn.
Schon tönen der Trompeten Klänge,
Staut sich zur Burg des Volks Gedränge!
Der König sitzt auf goldnem Thron,
Und neben ihm, in faltgem Schleier
Sein Töchterlein: voll Devotion
Verbeugen sich vor ihr die Freier.
Der Weise eilt; mit flinken Schritten
Springt er dazwischen! welche Sitten
Für einen achtzigjährigen Greisen
Und noch dazu für einen Weisen!
Und als Amrita aus Versehn
Der schimmernde Fächer zur Erde fiel
Da bleibt kein Freier ruhig stehn.
Ein Jeder stürzt sich auf das Ziel:
Jedoch der Weise war zu flink,
Der halb im Fallen schon ihn fing.
Er überreicht ihn mit einem Knix,
Und freut sich innig des dankenden Blicks;
Nur Eines will sein Herz ergrimmen,
Könnt' ihn trotz aller Lust verstimmen,
Kaum hat ihn jener Blick getroffen
So steht Amrita's Mündchen offen,
Fängt sie unbändig an zu lachen,
Beißt endlich gar auf ihren Schleier
Nur um sich wieder still zu machen.

Der Herold ruft: „Heran ihr Freier!“

Es drängt sich schnell ein Jeder vor
Und Alle schwatzen, wie im Chor!
Der Herold ruft: „Der Eine schweig'!
Der Andre rede! nicht Alle zugleich!
Du hast das Wort!“ — Der Bogenschütz
Rühmt sein Geschick mit vielem Witz,
Es rühmt ein jeder seine Kunst,
Als wär's der Götter höchste Gunst.
So hatten ihrer zwölf gesprochen,
Doch nimmerdar ihr Schweigen gebrochen
Die Magd dort an des Königs Seite:
Es war eine jämmerliche Freite!
Als sich der Zwölfte thät' erfrischen
Nach langer wohlstudirter Rede
An einem Glas Wasser, fiel dazwischen
Der Weise also:

„O Holde, jedwede
Kunst ist im Grunde eitel und nichtig:
Was gestern ich sprach: bleibt heut auch richtig:
Der Schönheit würdig ist nur Einer:
Das ist ein Weiser. Aber Keiner,
Der steif, und grämlich, rauh und schneidig:
Nein höflich, lustig und geschmeidig;
In seinem Wissen sei er alt,
Ehrwürdig sei auch seine Gestalt,
Aber sein Herz und seine Sehnen
Müssen noch jugendlich sich dehnen;
Jenes in Liebe jugendlich schwellen,
Diese muß der Gedanken schnellen,
Wie die Bogensehne der Schütz,
Daß der Pfeil entfliegt wie ein Blitz!“

Still wird es nach des Weisen Worten,
So still, daß draußen vor den Pforten
Man einen Hahnen krähen hört,
Der mit den Hennen im Hof verkehrt.
Der König zieht krampfhaft Gesichter,
Die Tochter ihren Schleier dichter,
Die Freier aber, eben trübe
Noch im Gefühl verschmähter Liebe,
Sie fühlen plötzlich nicht mehr schmerzlich
Und lachen laut; ringsum die Sklaven
Auch lachen mit; sogar die braven
Trabanten lachen laut und herzlich.
Der König endlich stimmt mit ein,
Amrita läßt ihn nicht allein,
Hätten sie sieben Schleier bedeckt,
Die hätten ihr Lachen nicht versteckt.

Zornglühend funkeln des Weisen Augen,
Er scheint die Luft in sich einzusaugen,
Als wär' es der glühende Trank der Rache —
O Spott der Thoren, abscheuliche Lache!
Was hilft's, sie lachen Alle weiter.
Der zwölfte Freier sogar wird heiter.

Amrita spricht: „Welch gute Lehren!
Nach Weisheit steht auch mein Begehren.
Doch geht das Wort der Reih' herum:
Ein Freier glaub' ich, blieb noch stumm.
Auch er muß erst zu Worte kommen,
Bis daß mein Urtheil wird vernommen.“

Der Dreizehnte nun tritt heran,
Erröthet tief, hebt also an:

„Es würde mir wahrlich wenig ziemen,
Vor dir, o Holde, mich zu rühmen,
Auch ist nicht Liebe Lohn und Dank:
Sie ist der Gnaden Ueberschwang;
Ich hab' ihr weiter nichts zu geben,
Als meiner eignen Liebe Schmerzen:
Ich liebe dich von ganzem Herzen,
Dein Eigenthum ist dieses Leben!
Ich liebe dich, wie Jugend liebt,
Die nichts besitzt, doch Alles gibt!“

Die Magd blickt träumend vor sich hin,
Dann spricht sie: „Zeugt von klugem Sinn
Nicht dieses Mannes Wort? Allein
Kennt er der Liebe wahres Sein!
Kann Weisheit jemals höher gehn,
Als was die Lieb' ist, zu verstehn?
Und was will Lieb, die einsam trachtet?
Doch Liebe nur, die wiederschmachtet.
Ihm gib, o Vater, meine Hand.
Die echte Weisheit sei gekrönt:
Flamm auf, mein Herz in süßem Brand
Zum Herzen, das nach dir sich sehnt.
O Jugend, selge Liebeszeit,
Nur du kannst Herzen hold entzünden,
Daß sie sich suchen und sich finden
O junge Wonnen! weises Leid!“

„Wie!“ ruft der Weise, „gestern noch
Schworst du, den Weisen dir zu wählen
Und willst dich diesem jetzt vermählen?
Du schworst es laut — und logest doch?
Es schien an mir dir nichts zuwider
Als meine alten steifen Glieder—
Warf ich das Alter nicht davon?
Schuf Wischnu mich nicht flink und schmiegsam?
Versuch's einmal, befiehls und fügsam
Klettr' ich empor an deinem Thron.“

Der König winkt, ein Diener eilt
Und kommt herbei mit einem Spiegel.
„Laß sinken deines Muthes Flügel,
Durch diesen Anblick sei geheilt."

Der Weise hält den Spiegel vor,
Vor Schrecken bebt er wie ein Rohr.
Er wischt ihn ab, er putzt ihn rein
Und blickt von Neuem grimm hinein.
Er wirft ihn fort, er nimmt ihn auf,
Zerschlägt ihn mit der Faust darauf.
Was hilft es ihm, daß er so wild?
Zerschlug er auch des Spiegels Bild,
In jedem Aug lebt Dessengleichen:
Da kann er's nimmerdar erreichen!

Ein jedes Auge sieht und lacht,
Was Wischnu hat aus ihm gemacht
Zur Warnung für verliebte Greise —
O weh! ein Affe ward der Weise.

Zwölf Freier ziehen heim nach Haus;
Bald richtet man die Hochzeit aus.
Wie es dem Weisen ist gegangen,
Deß konnt' ich Kunde nicht erlangen. —
Es sind noch heute klug und alt
Die meisten Affen von Gestalt,
Doch sehr verliebt und sehr behende. —
Ich denke mir der Weise that
Von Neuem Buße früh und spat,
Und fand zuletzt ein selig Ende.

Ein schwerer Traum.

Erzählung

von

H. Wild.

Und des Menschen größte Sünde
Ist, daß er geboren ward. —
Calderon.

Warum hatte er sie geheirathet? „Aus Liebe," sagte man allgemein und die Frische ihrer Jugend, die Reize ihrer jungfräulichen Gestalt mochten wenigstens für eine Art Begehren sprechen, das nur zu oft mit Liebe verwechselt wird ... wäre nicht etwas gewesen, was jede Möglichkeit eines wärmeren Gefühles ausgeschlossen hätte —

Die Arme war schwachsinnig.

Sie war es nicht in einem Grade der auf den ersten Blick abstoßend gewirkt oder jede Fähigkeit des Verstehens ausgeschlossen hätte, allein dieses Verstehen ging doch nicht über die einfachsten niedrigsten Begriffe hinaus, und trotz ihres scheuen schweigsamen Wesens bedurfte man keines langen Beisammenseins mit ihr, um zu wissen, daß sie schwachsinnig sei.

Doch sie war auch reich und er hatte sie geheirathet.

Aber er war kein unredlicher Mensch und ihr Geld allein, so wünschenswerth es ihm erscheinen mochte, hätte ihn nicht zu dieser Heirath vermocht; ganz entschieden hatten ihre Jugendfrische, ihre unberührte Schönheit mitgewirkt, dazu die Vorliebe, die sie ihm bei jeder Gelegenheit zeigte, und mehr als Alles vielleicht der Widerstand ihrer Verwandten, denen ihr Vermögen naturgemäß zufallen mußte, wenn sie unverehelicht blieb. Und auch diese handelten nicht eigentlich aus Eigennutz. Waren es doch anständige, wohlhabende Leute. Aber sie schämten sich der Unglücklichen und hatten ihren Zustand bis jetzt als eine Art Geheimniß behandelt, als ein öffentliches zwar, aber den ganzen Umfang ihres Leidens kannte doch Niemand genau außer der Familie. Nun aber, in der verantwortlichen Stellung einer Hausfrau, wie sollte es da werden? Was konnte überhaupt aus einer solchen Ehe werden? —

Indessen, sie zog ihn vor. Sie liebte ihn sogar, wenn die dumpfe Empfindung des Wohlbehagens in seiner Nähe, die eigentlich wohl mehr eine Aeußerung des blinden um sich tappenden Instinktes war, Liebe genannt werden kann. Wenn er erschien, theilte ein seliges Lächeln die vollen Lippen, die beständig an eine junge Centifolie in ihrem ersten Erglühen erinnerten.

Sie hatte nicht gelernt ihre Gefühle zu verbergen. Was man versucht hatte, ihr von weiblicher Sittsamkeit beizubringen, das war in die Luft verflogen; an sie — an ihr Inneres — war nichts davon gekommen. Sie wußte, sie verstand nichts davon.

Desto besser fühlte sie das Gebot der Natur, wenn sie es auch eben so wenig verstand, und sie zeigte was sie fühlte. Sie hatte es gern, wenn seine Hand sie streifte, wenn sie sanft über ihren Scheitel glitt, wenn seine Finger tändelnd einen Augenblick in ihren Locken verweilten, und versäumte er es, die ihm eingeräumte Freiheit zu gebrauchen — und er versäumte es oft, denn eben, verliebt war er ja nicht; es war höchstens eine flüchtige Aufwallung — so erzwang sie wohl selbst mit argloser Zuthunlichkeit die vorenthaltene, meist gedankenlos ertheilte Liebkosung. Und endlich hatte die Familie eingewilligt, um ärgeren Skandal zu verhüten.

So kam es, daß er sie geheirathet hatte.

Gewiß, er war kein schlechter Mensch. Ihr Vermögen kam ihm zwar zu Statten, aber er hatte die feste Absicht sie glücklich zu machen und das dünkte ihm gar nicht so schwer. Kannte er doch das Uebel nur in seiner gelindesten Form. Die warnenden Andeutungen der Verwandten hatte er verlacht; schrieb er sie doch eigennützigen Motiven zu. Er wußte sich geliebt und die Liebe ist ein starkes Gefühl: er hoffte von ihrer Macht. Er baute auf den Ausspruch der immer gefälligen Aerzte, welche die Möglichkeit einer Besserung durch den Wechsel der Lebensweise durchaus nicht ausschlossen, ja, unter gewissen Bedingungen dieselbe fast mit apodiktischer Gewißheit vorausgesagt hatten — und so heirathete er sie.

Erst als es zu spät war, gingen ihm die Augen auf. Die Bedingungen waren erfüllt, aber ihr Zustand besserte sich nicht. Sie war glücklich, sie war selig, doch wie die Pflanze, die plötzlich in gesegneteres Erdreich versetzt, ihre Blätter mit innigerem Behagen der Sonne entgegen dehnt. Alle seine Bemühungen — und im Anfange sparte er nicht damit — sie aus diesem rein vegetativen Leben zu wecken, einen Gedanken, einen Funken des Geistes in ihr zu entzünden, der über den engen Kreis ihrer bisherigen Begriffe reiche, scheiterten an ihrer vollkommenen Unfähigkeit, bis er entmuthigt die Arme und endlich auch den Willen sinken ließ.

Sie war nicht unglücklich dadurch. Sie hatte keine Ahnung, daß er von ihr noch etwas Anderes wollte, als was sie zu geben vermochte; sie lachte ihn an mit ihren rosigen Lippen und ihren glänzenden perligen Zähnchen, wie sie es auch früher gethan, wenn sie ihn nicht verstand — aber dieses Lachen hatte keinen Reiz mehr für ihn. Und in dem Grade als seine Hoffnungen sanken, fing er an kälter zu werden und sich von ihr zurück zu ziehen.

Und dazu kam die Entbehrung der tausend unentbehrlichen Kleinigkeiten, die sich täglich wiederholen, aus deren festem gleichmäßigem Gefüge eigentlich das ganze Leben besteht und an die er früher nicht gedacht, eben weil er sie von jeher besessen. Jetzt aber vermißte er sie. Er vermißte den stillen Zauber einer geordneten Häuslichkeit, wie sie unter dem Walten einer sinnigen verständigen Hausfrau entsteht. Bei ihm gab es keine Hausfrau. Das Wesen welches diesen Titel führte, mußte bei jedem Schritte geleitet werden wie ein kleines Kind, hatte aber Launen und Anfälle von Starrsinn, welche seine Leitung weder zu einer leichten noch erquicklichen Aufgabe machten. Die Wirthschafterin, die ihre Stelle ersetzen sollte, reichte dazu bei weitem nicht aus. Sie war eine rechtschaffene Frau, die schon seit Jahren in der Familie gleichsam von Hand zu Hand gegangen war und ihre wirthschaftlichen Pflichten mit gewissenhafter Pünktlichkeit erfüllte, aber eine Krankenwärterin oder Seelenkennerin war sie nicht, und zudem war sie nur eine Dienerin.

Das wußte die Schwachsinnige recht gut. In diesem Punkte hatte sie ganz feste Begriffe. Eine Veränderung hatte die Ehe denn doch in ihr hervorgebracht. Der einförmige Kreislauf ihrer Gefühle unter der friedlich liebevollen Wachsamkeit von Schwestern und Tanten war durchbrochen worden, sie hatte heftigere Empfindungen kennen gelernt und in Folge derselben hatte sich eine ungeschulte Art von Selbstständigkeit in ihr entwickelt, welche, da ihr die Vernunft als Grenzhüterin fehlte, blind um sich schlug und, wie zu erwarten war, fast immer das Verkehrte traf. Wollte nun die Autorität der Wirthschafterin gegen ihren Eigensinn schlechterdings nicht ausreichen, so mußte der Mann mit der seinigen eintreten, und nahm er dann zu Befehlen seine Zuflucht, so setzte sie dem, was sie als eine Ungerechtigkeit empfand, nicht selten eine höchst unangenehme stille Bösartigkeit entgegen, von der man bei ihr als Mädchen keine Spur gesehen.

Freilich folgten Reue und Leid solchen Anwandlungen auf dem Fuße. Stundenlang konnte sie, wenn ihr Mann sie im Zorne verlassen, an der Schwelle seines Zimmers kauern, sein Heraustreten erwartend. Hinein zu gehen in solchen Augenblicken, das wagte sie nicht. Sie fühlte doch den Herrn in ihm und fürchtete ihn. Aber auch diese Liebe, diese Unterwürfigkeit, die in einem Hunde rührend gewesen wären, die ihr vor der Verheirathung in seinen Augen einen gewissen romantischen Nimbus verliehen und seitdem bei ihr durch die Vereinigung einen leidenschaftlichen Charakter angenommen, da ihr jeder intellectuelle Ausdruck fehlte, widerte ihn jetzt nur an durch ihre Thierähnlichkeit. Selbst ihre Scheu und Zurückhaltung, die einzige, welche die Furcht ihr abnöthigte, war für ihn eine Pein, indem er sie mit dem Benehmen verglich, das eine andere Gattin in ähnlicher Lage dem Gatten gegenüber beobachtet hätte.

So wurde die Last ihm schwerer mit jedem Tage und er konnte dem Gefühl seines Elends nicht entfliehen! Täglich, stündlich sah er die unschuldige Ursache desselben vor sich, jede Mahlzeit brachte ihn mit ihr zusammen. Und was das Schlimmste war, er begann sich ihrer zu schämen. Jede Hinneigung zu ihr ließ ihn im Stich, als die Aussicht, eine Seele in diesem blühenden Leibe zu wecken, für immer erloschen war — und immer entschiedener zog er sich von ihr zurück. Er konnte nicht anders.

Aber das ertrug sie nicht. Ihr Temperament verlangte gebieterisch nach dem Manne; sie konnte nicht begreifen, daß es anders sein sollte, als es im Anfang gewesen, sie *wollte* es nicht. Hier endete ihre Unterwürfigkeit und bewieß er sich dann kalt und abweisend bei ihrer Annäherung, so folgten Auftritte, auf die er nicht einmal in Gedanken zurückkommen mochte: so sehr stieß ihn ab, was ihn früher angezogen, ihre Unfähigkeit nämlich sich irgend einen Zügel anzulegen.

Was war ihm jetzt noch der Zuwachs an Wohlstand, den er dieser Ehe verdankte? Er dachte nicht einmal mehr daran. Auch der Trost, sein Leid einer theilnehmenden Seele zu klagen, war ihm versagt. Er fürchtete den Spott: er wußte, er habe ihn verdient. Hatten ihm nicht Alle vorausgesagt, wie es kommen würde und hatte er nicht damals die Warner verlacht? Die Verwandten seiner Frau, die er eigennütziger Uebertreibung geziehen, er wußte jetzt, daß sie noch zu gelinde in ihren Schilderungen gewesen, daß sie sich gescheut, das letzte Wort auszusprechen, weil es ja doch gewissermaßen sie selbst, ihr eigen Fleisch und Blut war, über das sie den Stab brechen sollten und dann wohl auch, weil der Ausspruch der Aerzte, daß eine Heilung nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liege, auch auf sie nicht ohne Einfluß gewesen — aber jene natürliche und verzeihliche Scheu ausgenommen, hatten sie nicht redlich ihre Schuldigkeit gethan?

Ja, nur sich allein konnte er anklagen, nur er allein trug die Schuld an seinem verdorbenen Leben, an seinem verlorenen, freventlich verschleuderten häuslichen Glück! Das wetzte noch an seinem innern Elend, es füllte das Maß der Beschämung und in solchen Stimmungen brach der Zorn bei ihm aus auch ohne besondere Veranlassung, nur weil sie da war, weil er die Kette nicht abschütteln konnte, die er sich mit freiem Willen angelegt und endlich kam die finstre Stunde . . . wo sein Zorn ins Maßlose wuchs.

Es war das erste Mal. Als der Rausch der Raserei verflogen, überfiel ihn das Gefühl der Selbsterniedrigung mit niederschmetternder Wucht. Er bat es ab, er fand warme, schmeichelnde Worte, um die Verletzte, die Wehrlose zu versöhnen, und die Aufwallung der Reue oder vielmehr das Bewußtsein der Schuld, führte ihn weiter, als er nachher vor seinem Stolz verantworten konnte.

Das war ein kurzer Sonnenblick in dem Leben der armen Frau, worauf die Wolken dichter als je zusammenzogen. Denn er bereute bald jene Reue und die Zugeständnisse, die sie ihm entrungen, fast mit derselben herben Selbstanklage, mit der er jene rohe Unthat bereut — und leider stand diese bald nicht mehr vereinzelt da.

Mit einem Grimm gegen sich selbst, der sich nicht beschreiben läßt, mit einer Erbitterung, die an Verzweiflung grenzte, fühlte er, daß seine trostlose Ehe ihm nicht nur jeden Weg zu einem erlaubten Glücke verschloß, sondern daß sie ihn auch sittlich immer tiefer zog. Allein er mochte sich in Zaum halten wie er wollte, immer wieder riß ihn der Augenblick hin und bald gehörten böse Worte und wenigstens drohende Geberden für die Unglückliche gleichsam zum täglichen Brot.

Eine Milderung trat erst ein, als sich plötzlich herausstellte, daß sie auf dem Wege sei Mutter zu werden. Aber dieses Ereigniß, das nicht selten auch die entfremdetsten Gemüther in neuer Innigkeit wieder zu einander führt, bildete hier innerlich wie äußerlich nur eine neue Scheidewand. Der ganze vorhergehende Zeitraum, welchen sie, ohne deutliches Bewußtsein dessen was ihr bevorstand, nur in dumpfem physischem Unbehagen zubrachte, war für ihn mit Sorge, Qual, Seelenangst und Gewissensbissen angefüllt, unter deren Last er sich den Zustand seiner Frau nicht nur als eine Schwäche, sondern als ein Verbrechen anrechnete. Und doch war es vielleicht gerade dies, was ihm das Kind, zu seiner eigenen Ueberraschung, von seinem ersten Schrei an unaussprechlich theurer machte, als einem andern Vater sogar sein erstes, in normalen Verhältnissen geborenes.

Ja wie ein unverhoffter Segen erschien ihm plötzlich das so sehr Gefürchtete; ein Zweck, ein Mittelpunkt war in sein Leben gekommen, das er für hoffnungslos verödet gehalten; er wußte endlich, wofür er da war und die ununterbrochene Kette angstvoller Zweifel und Fragen, mit denen er jede Regung des kleinen Geschöpfes verfolgte, das er Tag und Nacht, wie in einem Netze, in seinen Gedanken trug, klammerte dasselbe immer fester an sein Herz. Selbst im Schlafe ließ ihn die nagende Furcht nicht los, daß der Knabe seiner Mutter ähnlich werden könne und wie eine Stimme Gottes ergriff er den einstimmigen Rath der Aerzte, den Kleinen von seiner Mutter zu entfernen und ihn so wenig als möglich mit ihr in Berührung zu bringen.

Aber auch die Mutter liebte ihr Kind. Von dem ersten Blicke an, den sie auf dasselbe geworfen, als es zappelnd auf ihrer Decke lag, war der Instinkt der Mutterliebe wie eine Elementarkraft in ihr erwacht und sie hütete es mit einer mißtrauischen, ruhelosen thierischen Wachsamkeit, als drohe ihm von allen Seiten Gefahr. Sie grollte mit Jedem

der ihm nahe kam, am meisten mit ihrem Manne; sie duldete nicht, daß er es auch nur auf Minuten in seine Arme nahm. Alle Bitten, alle Schmeichelworte waren ohne Erfolg, sie wollte nichts hören: das war ihres, nur ihres — ihr Eigenthum, ihr ausschließliches Recht und der geringste Widerspruch gegen diese fixe Idee stürzte sie in förmliche Raserei. Der Anblick der Amme, welche eine ehrwürdige Großtante unter der Leitung des Arztes fürsorglich angenommen, regte sie dermaßen auf, daß man die Frau eilig entfernen mußte um ernstes Unglück zu verhüten.

Das Kind ihr mit Gewalt wegzunehmen, war also nicht möglich, und eben so unthunlich erwies sich die List. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, wenn man sie im festesten Schlafe wähnte, öffnete sie ihre Augen bei jedem vorsichtigen Schritte der ihrem Bette nahte und starrte auf den Nahenden mit einem feindseligen, zornigen Blick. Erst als man, vorläufig wenigstens, von jedem weiteren Versuche sie zu überraschen abstand, beruhigte sie sich in etwas, doch ihr Vertrauen brachte es nicht zurück.

Der Knabe war schwächlich, sei es, daß er so geboren, sei es, weil seine Mutter, die ihn thätsächlich nicht aus den Armen ließ, mit der charakteristischen Scheu, welche Schwachsinnige im Allgemeinen gegen lichte Räume haben, sich eigensinnig in den finstersten Winkeln ihrer geräumigen Wohnung verpflanzt hielt und ihn dadurch von jedem Athemzuge frischer Luft absperrte. Er welkte sichtlich hin und schon nach wenig Monaten hatte er jenes eigenthümliche Aussehen chronisch gewordenen Leidens, welches der höchste Schrecken zärtlicher Eltern ist. Nur seine Mutter bemerkte nichts. Sie sah nicht, daß der Kleine täglich hinfälliger wurde; für sie war und blieb er der Inbegriff aller kindlichen Schönheit und Holdseligkeit. Vergebens drang ihr Mann in sie, doch mit dem Kinde auszufahren, da sie nun einmal nicht zu bewegen war, einen Schritt außer dem Hause zu thun; seine erneute Einmischung, die sie als einen neuen Beweis seines Hasses betrachtete, spornte nur den alten trotzigen Widerstand gegen Alles was er begehrte in erhöhtem Grade in ihr wach.

Und doch war es nicht Liebe allein was sie für ihr Kind empfand und sie bewog, sich so feindlich zwischen ihm und seinen Vater zu stellen. Vielleicht war es ein dunkler Drang Rache an ihrem Manne zu nehmen für seine lange Vernachlässigung, für seine harte, unerbitterliche Liebloſigkeit, aber ganz gewiß war es auch Eifersucht. Ja, sie war eifersüchtig auf ihr Kind, auf die Liebe die der Vater so sichtlich für dasselbe empfand und die sie als einen Raub an sich betrachtete, an der Liebe die er ihr hätte geben sollen, die vor Gott und Menschen ihr geheiligtes Eigenthum war, und in manchen Augenblicken haßte sie beinahe das arme kleine Geschöpf, das ahnungslos auf ihrem Schooße schlummerte.

Und dann wieder wandte sich dasselbe peinigende Gefühl auch nach der andern Seite hin und sie fürchtete, daß das Kind den Vater erkennen und sein Herzchen, auf das sie allein ein Recht hatte, das nur für sie, für die Mutter schlagen sollte, sich von ihr ab und ihrem Manne zuwenden könne. Sie grollte mit jedem Blick, den das bewußtlose kleine Wesen auf ihn warf, sie fürchtete wie den Tod die mageren kleinen Händchen sich einmal plötzlich nach dem Vater ausstrecken zu sehen, die Liebkosung begehrend, welche dieser beständig für sein Kind im Herzen und auf den Lippen trug; sie gönnte ihm nicht das matte zuckende Lächeln, das von Zeit zu Zeit das welke Gesichtchen erhellte, sie hätte am liebsten seinen Athem verhindert den Vater zu streifen, wenn sie es nur gekonnt hätte. Nur ihr sollte Alles gehören — ihr allein! Und darin fühlte sie ihre Macht. Darin blieb sie Siegerin —

Das Kind kannte nur sie.

Wenn es die Augen aufschlagend, in jene seiner Mutter starrte, die es immer und immer wie ein ewig offener Liebeshimmel wachend über sich fand, dann kam nach und nach ein Schimmer von Glückseligkeit in die greisenhaften Züge, die aussahen, als habe schon vor der Geburt ein tiefer Gram sie gestempelt und ihr frisches Aufblühen gleich im Keime geknickt. Es lachte, es griff mit den armen schwachen Händchen nach dem mütterlichen Antlitz, es bäumte sich ihm entgegen und zappelte mit allen Gliedern in unbewußter Vereinigungslust mit dem Mutterleben, von dem es ja bis jetzt nur erst ein halbgeschiedenes, unvollkommenes Echo war. Und wenn sie ihm nun in unverständlichen Lauten vorbahlte, wie es Mütter pflegen, und in der Weise der Schwachsinnigen, um des Kleinen Unterhaltung zu erhöhen, Gesichter dazu schnitt, dann war es grauenhaft zu sehen, wie im blinden Nachahmungstriebe die kindlichen Züge sich bis zur Unkenntlichkeit verzerrten und die Aehnlichkeit mit der Mutter, die sonst kaum angedeutet war, mit einem Male schlagend zu Tage trat.

War der Vater in solchen Augenblicken zugegen, so wandte er sich schaudernd ab — er konnte den Anblick nicht ertragen. Kein Wunder, daß ihm die Mahnung der Aerzte, das Kind von der Mutter zu trennen, dann jedes Mal wie mit scharfen Messern durch die Seele schnitt und er endlich jede Schonung darüber vergaß.

Schlimme Scenen wiederholten sich, und endlich fand sich die Familie bewogen einzuschreiten. Leider bewirkte diese Einmischung das Gegentheil von dem was sie bezweckte. Die Frau fühlte sich in ihrem Trotze gestützt und wurde noch starrsinniger, der Mann fühlte sich verletzt und warf auch den letzten Schatten von Rücksicht hin.

So war der Dezember herangekommen und der Vater hatte schon lange ein Fest daraus gemacht, seinem Kinde die erste Weihnachtsfreude zu bereiten. Er war begierig, den Eindruck zu beobachten, den der Glanz der Lichterchen, die schimmernden Farben der Ausschmückung, die verschiedenen Gestalten der Spielsachen auf den dämmernden Verstand des Knaben machen würden, in wie weit seine Aufmerksamkeit überhaupt von irgend einem Gegenstand angezogen werden konnte, der nicht grade seine Mutter war.

Mit eigenen Händen putzte er das Bäumchen auf. Er verschwendete eine förmliche Gedankenarbeit daran und ging mit einem Ernst und einem Eifer zu Werke, als handle es sich um das wichtigste Geschäft. Und immer noch gab es etwas nachzuholen oder beizufügen, was die Augen des Kleinen auf sich ziehen, die freudige Regsamkeit anderer Kinder, wenigstens auf Augenblicke, vielleicht auch in ihm erwecken konnte. War es ihm doch immer, als könne er nie genug thun, als müsse er Vater- und Mutterliebe zugleich auf das unschuldige Wesen häufen, das ihm sein kümmerliches Dasein verdankte, trotz aller Liebe, nur eine Quelle bittrer Sorgen für ihn war und bis jetzt für den Vater noch keinen freundlichen Blick gehabt. Aber heute wollte er sich diesen Blick erringen; diese lange versagte Seelengabe, die sollte heute *seine* Weihnachtsfreude sein.

Er bemerkte nicht, daß seine Frau, von dem ersten Tage an, wo er seine zierliche Arbeit begonnen, öfter als sonst in seiner Nähe war, daß sie, während er in seiner Beschäftigung vertieft, ahnungslos mit Papier und Pappe handtirte, mit mißtrauischen Blicken sein Thun beobachtete an dem *sie* keinen Theil hatte, wie sie haßerfüllte Blicke auf das immer festlicher sich umkleidende Bäumchen heftete, als erkenne sie instinctiv in ihm einen neuen Feind, als drohe ihr von ihm irgend ein, zwar noch unbekanntes, aber empfindliches Leid.

Es ist sonderbar, daß er, bei Allem was er von ihr erfahren und eben so wenig bei seinen eigenen Handlungen, nie an dem mächtigsten Motor in dem Wesen seiner Frau, an die verschmähte, in sich zurückgedrängte, in ihr Gegentheil verkehrte Liebe zu ihm, zu dem Manne, der nach allen Gesetzen göttlicher und menschlicher Ordnung ihr gehörte und der doch nicht ihr eigen war, daß er an diese Liebe nie auch nur gedacht!

Eine halbe Stunde ohngefähr vor der zur Bescheerung bestimmten Zeit, hatte er endlich die letzte Hand an sein kleines Meisterwerk gelegt und betrachtete es nun mit leuchtenden Augen, sich fragend, ob noch etwas fehle, ob noch etwas im Stande sei die ersehnte Wirkung zu erhöhen und mit einer Art innigen Triumphes gestand er sich, daß es in der That vollendet, daß es den gehofften Eindruck sicher nicht verfehlen werde. Nur die leuchtenden Flämmchen fehlten noch. Wie Allem in der Natur, sollte auch hier das Licht dem schönen Körper erst die verklärende Seele leihen.

Jetzt hörte er einen Wagen vor dem Hause halten und in heiterer Stimmung verließ er den Salon, um den Schwestern und der Großtante seiner Frau entgegen zu gehen, welche sich für die Feierlichkeit angesagt hatten, um sich an der erwarteten Belebung des Kindes ebenfalls zu erfreuen. Nicht ohne ein leichtes Herzklopfen kehrte er nach einer Viertelstunde zurück, um endlich die letzte Krönung seines Werkes vorzunehmen und den Wartenden, die sich indessen um ein paar männliche Mitglieder vermehrt hatten, das Zeichen des Eintretens zu geben.

Aber wie zur Bildsäule erstarrt blieb er auf der Schwelle stehen.

Das Bäumchen, an das er so viele Mühe gewendet, so schöne Hoffnungen, so liebevolle Sorgen geknüpft, lag geknickt, zerbrochen am Boden, in Fetzen flog der bunte Schmuck der Fahnen und Netze, der Bänder und Sterne im Zimmer umher, von den Spielsachen waren nur noch Trümmer zu sehen und mitten in der Zerstörung stand sein Weib einer Furie gleich, mit verzerrten Zügen, unter ihren Füßen vollends zertrampelnd, was noch nicht vollständig aus der Form gegangen war.

Wie gesagt, eine Weile stand er erstarrt und der ganze Blutstrom, der so freudig warm noch eben nach seinem Herzen drängte, schien plötzlich zu Eis zu gerinnen, bis es in der nächsten Minute ihm siedend zu Kopfe schoß und es Nacht vor seinen Augen wurde. Dann stieß er einen Schrei aus wie ein wildes Thier — er hätte sein Weib erdrosselt, wären nicht die Verwandten erschrocken herbeigestürzt und hätten die Hülflose beschützt.

Jetzt erst kehrte ihm die Besinnung zurück und mit einem tiefen Athemzuge schien er sich entsetzt seines Thuns zu entsinnen. Doch milder wurde er durch das wiedererwachte Bewußtsein nicht und als er seine Frau, vielleicht ohne daß sie selbst es deutlich wußte, taumelnd einen Schritt nach dem Nebenzimmer machen sah, wo sich das Kind befand, sprang er vorwärts, stellte sich vor die Thüre und sah von hier mit finstrer Stirne und blitzenden Augen auf den bewegten Knäuel aufgeregter und entrüsteter Verwandten herab. Vor diesen zornigen Augen war die arme Blödsinnige bebend zurückgeschreckt und hatte sich wimmernd hinter ihre Beschützer verkrochen.

Und nun geschah mit einem Male, wozu es bis jetzt von beiden Seiten wohl nur an der rechten Energie gefehlt: sie mußte fort. Wie mit einer Stimme erklang es plötzlich aus Aller Munde: fort aus dem Hause und fort von ihm!

Nur er blieb stumm. Vielleicht hielt er es für überflüssig, nochmals laut in das einzuwilligen, was, wie Alle wußten, sein ohnehin oft ausgesprochener Wille war; als

aber jetzt eine der Schwestern sich ebenfalls nach der Thüre des Nebenzimmers wandte, wahrscheinlich um das Kind zu holen, zog er entschlossen den Schlüssel ab und wies gebieterisch damit nach dem Ausgang: Sie mochten gehen und die Unglückliche mitnehmen, die doch nur der böse Geist seines Lebens war, aber das Kind behielt er. Das Kind war sein — die schwachsinnige Mutter hatte darüber keine Macht.

Die betäubte, von dem Schrecken halb bewußtlose Frau, wurde zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter gezerrt, geführt und getragen, ohne daß sie sich zu dem geringsten Zeichen des Widerstandes ermannt hätte. Erst als sie im Wagen saß, vermißte sie das Kind; sie schrie auf und wollte wieder zurück, doch man hielt sie fest und halb durch liebkosendes Zureden, halb durch die wiederholte Versicherung, daß man das Kind nachbringen werde, ja, daß es bereits auf dem Wege sei, gelang es sie zu beschwichtigen. Wahrscheinlich trug die Angst vor den zornigen Augen ihres Mannes, die sie fast noch mehr scheute, als sogar die roheste Mißhandlung, das Meiste zu ihrer Fügsamkeit bei. Und so brachte man sie glücklich in das Haus der Großtante, wo man sie eilig zur Ruhe legte und sogleich nach dem Arzt geschickt wurde.

Die ganze Nacht blieb sie ziemlich ruhig, nur ein paar Mal setzte sie sich plötzlich im Bette auf und schien nach irgend etwas hin zu horchen, doch die physische Erschöpfung war stärker als sogar der mütterliche Instinkt und sie sank jedesmal fast augenblicklich wieder in einen todesähnlichen Schlaf auf die Polster zurück, nur daß dabei ein klagender Laut, vielleicht unbewußt, ihren Lippen entglitt.

In diesem Zustande verharrte sie auch den ganzen folgenden Vormittag. Der Arzt der wiederholt gekommen, hatte eine starke Erschütterung des Nervensystems konstatirt und vor Allem ungestörte Ruhe empfohlen. Auch mit der Trennung von Mutter und Kind zeigte er sich einverstanden und bald um beider Theile Willen.

Am Nachmittage endlich erwachte sie wirklich und das Bewußtsein war zurück gekehrt. Verwundert sah sie sich in dem bekannten und doch fremden Raume um, bis sie plötzlich erschrocken auffuhr und eine unbeschreibliche Aengstlichkeit sich in allen ihren Zügen malte; sie sprang aus dem Bette und wollte zu ihrem Kinde. Sie müsse es haben, sie höre es weinen — versicherte sie und immer ängstlicher, immer unruhiger wurden dabei ihr Blick und ihre Bewegungen.

Wieder wurde sie beschwichtigt. Das Kind sei nicht zu Hause, bald werde man es bringen, nur Geduld solle sie haben — und so, durch liebevolles Zureden, durch heitere Vorspiegelungen, die man allerdings jetzt öfter wiederholen mußte, gelang es bei der noch nicht gänzlich gehobenen körperlichen Schwäche, sie noch bis zum andern Tage hinzuhalten.

Nun aber war alles umsonst. Sie verlangte stürmisch nach dem Kinde, sie schrie, sie wollte es haben, sie rang die Hände und jammerte, daß sie es schreien höre, daß es sterben werde ohne sie — und als sie sah, daß alles nichts half, daß sogar ihre Anfälle von Wuth und Verzweiflung nichts vermochten und sie immer und immer nur demselben sanften, verständigen Ausweichen begegnete, denselben linden, liebevollen Versprechungen, die nie gehalten wurden — da ging plötzlich eine Wandlung mit der Armen vor, von der die ehrwürdige Großtante später erzählte, sie wünsche nicht, dieselbe noch einmal in einem menschlichen Antlitze zu erleben — ja, es kam nach und nach ein verständiger Blick in diese blöden Augen; es war, als rege sich endlich, was seit der Geburt in ihr geschlummert und nachdem sie sie Alle nach einander angesehen, die Schwestern, die Tante, den Arzt und die Wärterin und Alle gleichmäßig erschauert waren unter diesem lang anhaltenden

unheimlich verstehenden, durchbohrenden Blick — wurde sie plötzlich ganz still. Sie legte den Kopf auf die Polster, seufzte und sagte, sie sei müde —

Von da an zeigte sie keinen Widerstand mehr. Sie nahm ein was man ihr gab, hörte mit scheinbarer Gelassenheit an, was man ihr sagte und schien fast beständig zu schlafen. Nur von Zeit zu Zeit rieselte ein Schauer über ihren Körper, ein gewaltsames Zucken, fast wie vor dem Aufspringen — doch es verlief gleich und die frühere Stille trat wieder ein. Sie nahm immer mehr überhand, diese Stille, und als der Arzt am nächsten Morgen kam, erklärte er erfreut, daß der Paroxismus nun gründlich überstanden und die bisherige strenge Wachsamkeit überflüssig geworden sei.

Eine große Beruhigung kam über die Familie. Die Schwestern, von denen immer eine neben der Wärterin bei der Kranken gewacht, kehrten jede in ihren eigenen Wirkungskreis zurück, nur die Wärterin wurde beibehalten, doch wie man hoffte, nur noch auf wenige Tage.

Als Abends die Familie wieder um Erkundigungen zusammen kam, klangen die Nachrichten auf das Beste. Die gute Großtante konnte nicht genug rühmen, wie sanft und folgsam sich die Arme zeige, Eigenschaften, mit denen sie doch früher nicht zu glänzen pflegte. Es stellte sich nun klar heraus, daß ihre unvollkommene Natur nicht fähig war selbst die Empfindung für ihr Kind auf einige Dauer in der Entfernung fest zu halten und man hätte also nicht nöthig gehabt, so lange vor der so wohlthätigen Trennung zurück zu scheuen. Und so ging die Familie endlich mit der frohen Ueberzeugung auseinander, daß sie ein gutes Werk verübt, indem sie ein unhaltbares Verhältniß gelöst, ohne, allem Anscheine nach, der Leidenden dadurch übermäßig wehe gethan zu haben. Ja, diese würde erst jetzt einsehen, wie sehr die Pflege und Leitung gütiger, nachsichtiger Verwandten der rücksichtslosen Rohheit eines gewaltthätigen Mannes vorzuziehen sei. Und so hatte man sich in allgemeiner Zufriedenheit endlich für die Nacht getrennt.

Es mochte gegen eilf Uhr sein, als die alte Tante zum letztenmal in das Zimmer ihres Pfleglings blickte, hier Alles in der besten Ordnung fand und sich dann in ihr eigenes Schlafzimmer begab in der wohlthuenden Hoffnung, sich endlich wieder einmal ungestörter Nachtruhe erfreuen zu dürfen. Alle Thüren, welche sie von ihrer Nichte trennten, ließ sie jedoch vorsichtshalber offen, um ja bei dem ersten Alarmlaute sogleich auf dem Platze zu sein. Dieselbe Maßregel war auch der Dienerschaft eingeschärft worden und nachdem auch die Wärterin versprochen, in jeder Weise ihre Schuldigkeit zu thun, überließ sich die alte Dame, wohl zufrieden mit ihrem Tagewerke, einem erquickenden Schlummer.

Ihre Schuld war es nicht, daß nach den vielfachen Mühen der vergangenen Tage dieser Schlummer tiefer wurde, als sie es voraus gesehen und ihre Leute, von den wiederholten Nachtwachen erschöpft, hatten kaum die Köpfe auf ihren Polstern, als sie schon mit ganzer Seele darauf losschnarchten. Ein Kanonenschuß hätte sie nicht geweckt und das Offenlassen der Thüren hätte somit, so weit es die Wirkung betrifft, ebensogut unterbleiben können.

Nicht besser erging es der Wärterin. Es ist schwer die Augen offen zu behalten, wenn man den Schlaf mehrerer Nächte vermißt, jedes Geräusch verstummt ist und der Gegenstand, dem wir helfen sollen, anstatt unserer Hülfe zu bedürfen, selbst im gesundesten Schlummer liegt. Eine Weile kämpfte die Frau indessen redlich gegen die immer zunehmende Schwere ihrer Augenlider, dann aber siegte die Natur. Sie überzeugte

sich an der Lage ihrer Patientin, daß durchaus kein Grund zur Beunruhigung vorhanden sei, stellte das Nachtlicht tiefer in den Schatten und nachdem sie sich in ihrem Fauteuil so behaglich als möglich zurecht gerückt und die Füße auf einen Stuhl gestreckt, hatte sie bald in einem unbezwinglichen Schlaf alle irdischen Miseren vergessen.

Allein die Gewohnheit ist eine starke Macht. Selbst im Schlafe beschäftigten sich ihre Gedanken mit der übernommenen Pflicht. Ihr wars, als rege es sich im Bette, als gleite es sachte herab und scheuen Schrittes an ihr vorbei, nach dem verhüllten Fenster hin — Sie wollte sich ermannen und vermochte es nicht. Die Müdigkeit lag bleiern auf ihren Gliedern und auch auf ihrem Gehirn — und wieder huschte es an ihr vorbei, zurück jetzt — und jetzt, ja, sie meinte schon es zu fassen: da erlosch auch der letzte schwache Schein, der durch ihre Lider gedrungen, die Nacht war vollständig und nun erst wurde ihr Schlaf wirklich tief und vollkommen ungestört.

Der Mond war ein besserer Wächter als sie. Er hätte ihr nachher sagen können, wie er ein bleiches Gesicht, von langem wirrem Haar umflossen, mit gierigen Augen hatte in den schneebedeckten Hof hinausstarren sehen, und dann war es zurückgewichen, denn von hier gab es kein Entkommen. Der Hof von allen Seiten hoch umbaut, hing mit der Straße nur durch das festverschlossene und verriegelte Hausthor zusammen. Aber durch den offen gelassenen Spalt lugte der Mond ihr nach wie die weiße Gestalt tiefer in das Zimmer glitt, einen Augenblick vor dem Nachtlicht verweilte und es mit scheuem Athem verlöschte .... Und dann glitt es weiter, weiter, unhörbaren Schrittes, gespenstisch leicht durch die nachterfüllten Zimmer, an der offenen Thüre der Großtante vorbei, ohne zu irren, ohne anzustoßen, mit somnambulischer Sicherheit, bis in einem finstern Vorzimmer ihr Fuß plötzlich hart an einen fremden Gegenstand stieß.

Es war das Nachtlager, das der Bediente, der sonst in einer Bodenkammer schlief, sich, seitdem die Irre im Hause war, jeden Abend hier aufschlug, um im Fall der Noth gleich auf den ersten Ruf bei der Hand zu sein.

Erschrocken war der Mann in die Höhe gefahren und starrte in die Finsterniß. Etwas Helles, Leichtes schien vor ihm in der Luft zu schweben; schlaftrunken rieb er sich die Augen, aber nun war es verschwunden. Er horchte — alles war still rund umher und so sank er zurück; er war zu müde, um sich zu besinnen und schon in der nächsten Minute schlief er wieder so fest wie vorher. Und nun glitt es sachte, sachte über den Mann hinweg, sachte wurde die Thüre, vor der seine Matratze lag, auf- und wieder zugedrückt und nun stand sie im Salon, der nach der Straße ging.

Aber noch gab es Schwierigkeiten zu überwinden. Die Fenster waren mit Spalet-Läden verschlossen, geräuschlos mußte sie in der dichten Finsterniß die schwere Eisenstange, welche den Verschluß sicherte, aus ihren Klammern heben und als es ihr mit ihren ungeübten Händen gelungen, verwickelte sich ihr Fuß in einen weichen Stoff, den sie ohne es zu bemerken, von einem Stuhle gezogen, und sie wäre mit der Stange beinahe zu Boden gestürzt. Doch endlich war auch das überstanden und von dem geöffneten Fenster, sich mit den Händen einen Augenblick am Gesimse schwebend erhaltend, ließ sie sich aus der Höhe lautlos auf den Schnee der Gasse hinab.

Sie bemerkte nicht, daß sie im Fallen mit der Schläfe an einen Stein geschlagen, daß ein paar Blutstropfen langsam über ihre Stirne sickerten, sie wußte nicht, daß sie barfuß und nur mit ihren Nachtkleidern bedeckt in der scharfen Kälte der Dezembernacht stand — sie fühlte keine Kälte — sie sah, sie fühlte überhaupt nicht. Die kleine weinende

Stimme, welche sie die ganze Zeit über in den Ohren gehabt, tönte auch jetzt darin — es zog sie weiter und weiter — —

Der Nachtwächter, der seinen Rundgang hielt, sah die weiße Gestalt gespenstisch in die Ferne fliehen; er starrte erschrocken hin, doch so schnell war es vorbei — er glaubte, ein Schatten habe ihn geäfft und schüttelte verwundert den Kopf über seine eigene Albernheit.

So eilte sie ungehindert weiter, bis sie an das Haus ihres Gatten kam. Hier erst zögerte sie. Die Vorstellung seiner Härte, seiner grausamen Unerbittlichkeit, schoß blitzartig durch ihr Gehirn und zwang sie einen Augenblick von der fixen Idee abzusehen, die sie bis jetzt allein beherrscht. Seiner Wuth nochmals und allein entgegen zu treten, das vermochte sie nicht! Sie wimmerte auf als sie es dachte. Und darin mischte sich wohl auch das dunkle Bewußtsein, daß sie durch ihre Entfernung in jener Nacht jedes Recht eingebüßt, welches sie früher an das eheliche Dach besessen.

Aber das Kind! Das Kind! Hatte sie das nur wieder, dann war alles gut! Dann mußte er sie dulden, er mochte wollen oder nicht. Was konnte er ihr thun, wenn sie das Kind nur wieder in ihren Armen hielt? Und das Kind war ja eigentlich auch Alles was sie wollte. Hatte sie das nur wieder, was kümmerte sie noch die ganze übrige Welt? Sogar der Gedanke an ihren Mann schwand dagegen in nichts.

Also das Kind! doch wie sollte sie zu ihm?

Sie probirte das Schloß der Hausthüre. Es war verschlossen wie in jeder Nacht. Aber hinter dem Hause war ein kleiner Garten, in den aus dem Hause eine Hinterthüre führte, die manchmal durch die Nachlässigkeit der Dienerschaft unverschlossen blieb. Wie oft hatte sie ihren Mann deswegen schelten hören! Es war wunderbar, wie deutlich sich das Alles auf einmal in ihrem Gehirn, nicht in Gedanken, sondern in Bildern abzeichnete, fast wie die greifbare Wirklichkeit. Es gab dabei keine eigentliche Erinnerung, keine Ueberlegung und keine Nebenreflexion. Nur der Instinkt suchte sich seinen Weg und nach diesem handelte sie.

Sie nahm also ihren Weg um das Haus. Ihre Zähne schlugen vor Kälte, ihre Füße waren von dem scharfgefrorenen Schnee wie mit Messern aufgeschnitten, doch das Fieber, das in ihren Adern tobte, wurde selbst durch diese Kälte nicht gedämpft.

Jetzt stand sie vor dem Gitter, welches den Garten begrenzte. Schwarz stieg es in der mondhellen Nacht aus seinem weichen Schneebett empor. Der Frost hatte die Stäbe wie mit einer Rinde von dunklem Glas überzogen, die seltsam im Mondlichte glitzerte, nur oben auf jede der schlanken Pfeilspitzen hatte sich ein weißes winterliches Mützchen abgesetzt, über welches ebenfalls ein schwaches, gleichsam in sich verhaltenes Frostzittern lief. Hier gab es keine Thüre. Sie mußte über das Gitter hinweg, wollte sie in den Garten gelangen. Wie sie es zu Stande brachte, Gott allein kann es wissen, aber über dem Gitter hinweg, aus dem ersten Stocke des Hauses, schimmerte ein mattes verdämmerndes Licht, ein Nachtlicht wohl, und sie wußte, daß es den Schlummer ihres Kindes beschien. Um zu diesem Lichte zu gelangen wäre sie über glühende Kohlen geschritten und sie hätte den Brand nicht gefühlt.

Doch die Hinterthüre war nicht minder fest verschlossen als die Vordere. Einen Augenblick stand sie betäubt und bis in das Innerste erschaudernd, denn jetzt fühlte sie die Kälte, doch es war mehr jene der Angst und verzweiflungsvollen Ungeduld.

Erschöpft lehnte sie an der Thüre, die Augen unverwandt auf jenes matterhellte Fenster gerichtet und — ja, da war das Spalier! Wie eine diamantene Verzierung er-

glänzten die dünnen Eiszapfen, mit denen es behangen war — es winkte, es lockte — es wirkte auf die arme Bethörte wie das Auge der Schlange. Da gab es keine Ueberlegung — hinauf mußte sie. Angst und Kälte waren verschwunden, das Ziel war da, nur weniger Anstrengung noch bedurfte sie. Ein paar Mal rutschte sie ab, doch nur beharrlicher setzte sie wieder an und endlich stand sie fest. Und nun höher, höher auf dem schwachen, zerbrechlichen, von Eis umsponnenen Gerüste. Ein paar Sprossen knickten unter ihren Füßen ein, sie beachtete es nicht, höher immer höher zog es sie mit der ahnungslosen Kühnheit einer Nachtwandlerin und nun stand sie oben und athmete beseligt auf, denn es war wirklich das Zimmer, in welchem ihr Söhnchen schlief.

Sie sah durch das unverhüllte Fenster sein Bettchen von einem großen Wandschirme verdeckt, um es vor dem Schein der Nachtlampe zu schützen; auf dem Bette dicht daneben schlief die neuaufgenommene Wärterin. Selbst in diesem Augenblicke durchzuckte ein Blitz des Hasses ihre Brust gegen diejenige, die sich in ihre Stelle gedrängt.

Die Augen unverwandt nach dem einen Punkte gerichtet, sah sie nicht, daß die Thüre des Nebenzimmers, den Betten gerade gegenüber, offen stand und daß auch von dorther ein Lichtschein drang, kein mattes Dämmern wie hier, sondern der volle Strahl einer großen Lampe. Hätte sie die Augen dahin gewendet, sie müßte den Schatten ihres Mannes unterschieden haben, der sich in sitzender Stellung dort hinten schwarz gegen die Wand abzeichnete. Aber sie sah es nicht, sie sah, dachte oder fühlte vielmehr nur ihr Kind, nur die Wonne, ihrem Ziele so nahe zu sein. Nur ein paar Scheiben galt es einzudrücken, einen Riegel zu heben, und sie stand drinnen und hatte ihren Schatz, ihr Leben wiedergewonnen.

Und wenige Schritte von ihr, im anstoßenden Zimmer, saß ihr Mann, ahnungslos ihrer Nähe, den sorgenvollen Blick auf eine Zeitung geheftet, die er nicht las oder zu lesen längst aufgehört. Er war alt geworden in der kurzen Zeit seiner Ehe, der Mann, der in leichtsinnigem Uebermuth sich einst eingeredet, es sei ein Kinderspiel, eine hübsche Schwachsinnige durch Liebesgenuß zu einer vernünftigen Frau zu machen. Lange Jahre des Kummers schienen seitdem über ihn hingegangen zu sein, sein Haar war dünn geworden und um den einst so fröhlichen Mund hatte der Gram jenen bittern Zug gegraben, den nichts mehr im Leben auslöschen kann.

Heute sah er noch lebensmüder, noch gebrochener aus als sonst. Man hatte in den drei Tagen viel Noth mit dem Kleinen gehabt, der sich der ungewohnten Nahrung schlechterdings nicht fügen wollte; er weinte und klagte in einem fort und bei jedem Anblick eines Gesichtes, welches nicht das liebgewohnte war, in neue erschöpfende Rebellion ausbrach. Der Vater war, seitdem die Frau das Haus verlassen, thatsächlich nicht aus den Kleidern gekommen und eben so wenig die Wärterin. Heute erst schien das Kind sich in sein Schicksal ergeben zu haben; es war ruhiger gewesen, hatte gegessen und sich sowohl von seinem Vater als von der Wartefrau anfassen und herumtragen lassen, ohne weitern Widerspruch zu erheben und endlich war es in einen ruhigen Schlaf gefallen, von dem sich das Beste hoffen ließ. Aber trotz dieser beruhigenden Aussichten wollte die Sorge nicht von dem Vater weichen. Die Kindsfrau hatte sich angekleidet auf ihr Bett geworfen und war nach wenigen Minuten ebenfalls eingeschlafen, nur er blieb wachend im Nebenzimmer auf. Ein paar Stunden mochte er hier gesessen haben, die Augen wurden ihm schwer und unbewußt war er eingenickt; da schreckte ihn ein eigenthümliches Geräusch, ein seltsames leises Streifen oder Knistern aus seinem unerquicklichen Halbschlummer

auf. Vorsichtig erhob er sich und sachte, auf den Fußzehen nahte er sich der Thüre, um in das Kinderzimmer zu sehen.

Doch hier war nichts verändert. Die Kindsfrau schlief wie vorhin und auch das Kind hatte sich offenbar nicht gerührt. Schon wollte er sich zurückziehen, da wieder — vom Fenster her — es war deutlich das Klirren von zerbrechendem Glase und als er jetzt hastig hinsah — —

Doch nein — er sah es nicht! Es gibt Eindrücke so entsetzlicher Art, daß die Natur sich sträubt ein Bild von ihnen festzuhalten, aber seine Knie wankten, sein Haar sträubte sich empor und er hatte die Empfindung als überkäme ihn der Tod. Für einen Augenblick glaubte er wirklich, der blutige Schatten seines Weibes erstehe dort rächend aus dem Grabe vor ihm auf — — für einen Augenblick — dann war es vorbei. Er sah wieder hin, er sah das wohlbekannte Gesicht seiner Frau, bleich, von wilden Strähnen verworrenen Haares umwogt, von dunkeln Flecken übersäet, die Augen unverwandt von ihm weg nach dem schlafenden Kinde gerichtet. Er sah ihre blutende Hand hinein nach dem Drücker greifen und im Nu war ihm Alles klar.

Er dachte nicht mehr an das Recht der Mutter, er sah nur noch die Gefahr seines Kindes und er stürzte weg, als gälte es, es vor den Klauen eines Raubthieres zu schützen.

Hatte er sie gestoßen? — Nein, aber der Anblick seiner flammenden Augen, seiner drohenden Gestalt, wirkte wie ein Blitzstrahl auf die Unglückliche. Ihre Hände ließen unbewußt los, ihre Füße verloren den Halt und mit einem markerschütternden Schrei strüzte sie aus der Höhe hinab.

Erschrocken fuhr die Kindsfrau in die Höhe und zugleich mit ihr schnellte auch der Knabe in jammerndem Schreien aus dem Schlafe auf, während sein Vater in aller Eile was sich unter seinen Händen fand, in die zerbrochene Scheibe stopfte um das Kind wenigstens vor dem tödtenden Eindringen der eiskalten Nachtluft zu behüten. Dann ging er hinab, nach der Gestürzten zu sehen.

Aber er fand sie nicht. Es war freilich ein flüchtiges Suchen, denn schon rief man oben nach ihm. Der Arzt mußte geholt werden. Der Kleine wand sich in den Armen der Wärterin und war nicht zu beschwichtigen. Er hatte die geliebte Stimme erkannt und strebte mit Händen und Füßchen, ja mit dem ganzen Körperchen in die Richtung woher sie zu ihm gedrungen. Vergebens trug man ihn zum Fenster und suchte ihm begreiflich zu machen, daß draußen nichts sei als schwarze Nacht; auch der Arzt konnte nicht helfen, er schrie fort und fort, bis er blau wurde im Gesicht und in heftige Krämpfe fiel. Alle Mittel waren umsonst und als der Morgen graute, athmete das arme kleine Wesen sein kurzes trauriges Leben aus, das sich schwerlich je zu einem glücklichen oder nur erträglich gesunden entwickelt hätte.

Allein so empfand es der Vater nicht.

Zu derselben Zeit als des Kindes Lebenstraum zu Ende ging, wurde unten an der Hausthüre förmlich Sturm geläutet. Man hatte bei der Großtante mit dem beginnenden Tage endlich die Patientin vermißt und die alte Dame, die vor Schrecken beinahe den Kopf verloren, schickte in Eile her, um sich nach ihr zu erkundigen. Jetzt erst gedachte ihr Mann wieder der Verschwundenen, aber es war mit einem bittren Gefühl. Uebrigens wußte auch er nichts von ihr. Als er sie in der Nacht nicht gefunden, hatte er ohne weiteres angenommen, daß sie unverletzt entkommen und zu ihren Verwandten zurückgekehrt sei. Und auch jetzt war er zu sehr von dem Schmerz um sein Kind eingenommen,

um sich viel um die Unglückliche zu kümmern. Er gab Befehl im Garten nach den Spuren ihres Entweichens zu forschen und zog sich darauf in sein Zimmer zurück.

Man brauchte nicht lange zu suchen.

Als man die Hinterthüre des Hauses öffnete, lag sie, die Stirne gegen die verbotene Schwelle gedrückt, regungslos da — eine Leiche.

Sie mochte in der Nacht in das Gebüsch dicht am Hause gefallen sein und hatte sich wahrscheinlich dort verborgen gehalten, bis ihr Mann den Garten verlassen, um dann sich hervorzuwagen. Sie war todt. Ob in Folge des Sturzes oder der Kälte, war nicht zu entscheiden.

Man brachte sie in das Haus und in das Zimmer, wo auch die Leiche ihres Kindes lag. In ihrem dünnen zerfetzten Nachtkleide, mit Stich- und Kratzwunden über und über bedeckt, glich sie der Leiche einer Märtyrerin. Das Fleisch an den Füßen war förmlich zerhackt und unbegreiflich ist es, wie sie auf solchen Füßen auch nur die letzten Schritte hatte machen können.

Doch hatte sie wenigstens ihr Ziel erreicht, in der Weise freilich, wie das Schicksal es oft erreichen läßt: man legte den todten Liebling an ihre Brust und selbst ihr Mann hatte nichts mehr dagegen einzuwenden.

„Es ist ein Glück!“ sagte sogar die erschütterte Großtante, welche bei der ersten Nachricht der entsetzlichen Katastrophe sogleich herbei geeilt war, und— „Es ist ein Glück!“ wiederholten die weinenden Schwestern. —

Ja, es war ein Glück, in so fern wenigstens, als das Aufhören des Leidens an sich allein überhaupt als ein Glück betrachtet werden kann. — Ihr Leben war ein schwerer Traum. Erst der Tod hat sie alplösend daraus befreit.

Ihr Mann hatte sie nicht mehr gesehen. Bei der Beerdigung ließ er sich durch einen Freund vertreten und als man ihn nachher aufsuchen wollte, stellte es sich heraus, daß er abgereist sei. Er kehrte nie zurück. Was er an liegenden Gütern besaß, wurde in seinem Auftrage, mit großen Verlusten veräußert. An das Vermögen seiner Frau erhob er nie einen Anspruch.

Was aus ihm geworden und wohin er sich gewendet, wußte niemand mit Bestimmtheit. Einige behaupten, er habe bei den Trappisten Vergessenheit und ein langsames sühnendes Sterben gesucht, Andere dagegen behaupteten, und es ist das Wahrscheinlichere, daß er irgendwo in Amerika, in angestrengter Arbeit die Heilung suche und sein, durch eigene Schuld zerrüttetes Leben neu zu gründen strebe — aber wo er auch sein möge, wir fürchten: die Schatten seines armen Weibes und seines todten kleinen Kindes werden nie von ihm weichen; sie werden sich zwischen ihn und ein glücklicheres Weib und die Gestalten anderer Kinder drängen, sollten diese ihm beschieden sein, — sie werden ihn in dunklen Stunden geisterhaft umschweben und wohin er wandert, er wird keine Ruhe finden.

Gedichte.

Von **Emil Taubert.**

Resignation.

O traute Göttin, nahe dem Sterblichen,
Wann linde Nacht sinkt auf die erschöpfte Welt,
Wann höchste Höh'n und tiefste Thale
Stumm sich die Schatten entgegenbreiten:

O traute Göttin, stille des Herzens Schlag!
Dein stiller Odem küsse die Thräne fort,
Die mir der Schmerz um frühe Gräber
Und um erstorbenes Glück hervorpreßt.

O traute Göttin, blicke mich tröstend an!
In deinem Auge lodert der Zorn nicht auf,
Um deine Wimpern zittert Unmuth
Nicht und des ringenden Trotzes Ohnmacht.

Sanft, wie des Sternes freundliche Fackel glimmt,
Glüht deines Auges ruhiger, ernster Strahl:
An ihm entzünd' ich meine Leuchte,
Die mir die schleichende Nacht durchschimmert.

An meinem Lager, Göttin Gelassenheit,
O laß dich nieder, scheuche den falschen Traum!
Den trotz'gen Willen, der sich aufbäumt,
Sänftige du mit den weichen Händen.

Vor deiner Hoheit flüchtet die Stunde sich
Und dämpft den Schritt, und schweigend enteilt die Nacht.
An deinen tiefen Athemzügen
Mess' ich die Zeit, die dem Tod mich zuführt.

Die Welt ward alt! Nicht rudert die Schatten mehr
Der stille Fährmann über ins Todtenland,
Doch an dem unerforschten Ufer
Lecken die Wellen das morsche Fahrzeug.

Das Steuer nimm, o Göttin Gelassenheit:
Lautlos entschwebt der Kahn mit der stillen Last,
Und nichts begehrend, nichts erwartend
Klopf' ich getrost an des Jenseits Pforte.

Kunst und Leben.

Wie der Sonnenstrahl der Erde
Reichste Schöpfung voll durchglimmt,
Vom Gebirg des Stoffs Beschwerde
Im verklärten Umriß nimmt —

Wie er trotz'ger Kegel Lasten
In ein geistig Blau verhüllt,
Und der Wolkensäume Quasten
Reich mit Gold und Purpur füllt —

Wie dem blüthenschweren Baume
Er erhöht die grüne Pracht,
Und im stillen Mittagstraume
Selbst die *Schatten* leuchten macht. —

Wie dem jähen Wasserfalle
Er durchglüht den feuchten Gischt,
Und dem wirren Fluthenschwalle
Millionen Funken mischt —

Wie er in die trübste Welle
Noch des Himmels Abglanz malt,
In die öde Wüstenstelle
Luftig holde Bilder strahlt:

Also wirkt die Kunst ins Leben
Ihrer Schönheit Sonnenstrahl,
Leuchtend ird'schen Stoff zu heben
Zum geklärten Ideal.

Apotheose.

Venus aus des Meeres Schaume
Stieg im Götterglanz empor: —
Also tauchst aus meinem Traume
Du als Herrscherin hervor!
Und Dein Auge, vollgesogen
Von der Schönheit Kuß', erglimmt,
Wie der feuchte Thau der Wogen
Noch im Blick der Venus schwimmt.

Schnell erweitert sich die Halle
Meinem aufgeschloss'nen Sinn!
Hellas Götterweiber alle
Treten prangend vor mich hin.
Here reckt ihr sieggewöhntes
Haupt empor in Majestät,
Während Pallas helmbekröntes
Antlitz nach dem Träumer späht!

Welcher Formen edle Fülle,
Von des Meißels Kraft gestählt,
Der aus spröder Marmorhülle
Eine Welt von Göttern schält!
Ferner Schönheit Ideale,
Ach — wie seid ihr ewig weit!
Du nur steigst vom Piedestale
Wie ein Gruß der Griechenzeit.

Pöll.

Eine Dorfgeschichte.

Von P. K. Rosegger.

Am 13. August 1855 in den Nachmittagsstunden hob der Herrgott die Ruthe und peitschte uns Alpel-Bauern tüchtig durch. Ein scharfer Hagel kam und vernichtete das reifende Korn und den grünen Kohl bei Putz und Stingel. Es war ein harter Schlag, und nur jene Glücklichen, die unter der Erde ruhten, hatten ihn nicht gefühlt — nämlich die Erdäpfel.

Mein Vater hatte sieben Kinder, worunter ich dasjenige, welches am meisten brauchte, weil ich das größte war. Arme Leute haben auch ihre treue Lieb' zu den Kindern im Herzen, aber die herbe, schwere Sorge legt sich darüber und erstickt sie schier — und nur selten bäumt sie — die ja stark ist, wie der Tod — sich empor und schreit mit einer Alles übertönenden Stimme nach dem Kinde. Mein Vater hatte manchen Versuch gemacht, sich meiner zu entäußern, auf ein Jährchen oder zwei, bis ich selbst die Kraft hätte, auf heimathlichem Grunde mein Brot zu graben. Aber es nahm mich Niemand, nur daß mich die Nachbarn zuweilen als Botengeher zum Krämer, zum Arzt, zum Amtmann benützten und mich dafür denselbigen Tag verköstigten.

Als nun im fünfundfünfziger Jahre, am 13. August plötzlich die Hungersnoth da war, sah der Vater seine Sieben mit nassen Augen an und lachte dabei. Sein Gelächter war derart, daß ihm die Mutter in den Arm fiel und rief: „Mußt nit so, Mann, mußt nit so! Kommt's darauf an, so hab' ich dir übermorgen alle Kinder weg; nicht eins siehst mehr im Haus."

Und am zweiten Tag zum Abend kam die Mutter müd und matt nach Hause. Sie machte ein gar heiteres Gesicht — und das war mir heute bei ihr nicht in der Richtigkeit.

„So", sagte sie, als sie auf der Stubenthürschwelle saß, die wir, wenn die Thür just zu war, gerne als Lehnstuhl benützten, „so, Schüsseln sind gefunden, Kinder; sie stehen mitten auf dem Fremdleuttisch, jetzt müßt's halt lange Arme machen, daß ihr was mögt derlangen. Du, Peterl, gehst in den Hefelrainhof zum Vieh. Morgen früh kommt der Postl und nimmt dich mit. Dich, Jackerl, braucht der Grabelbauer zum Schafhalten. Kannst gleich morgen anheben. Die Plonerl brauchen sie beim Riegelberger für's jung' Kind; den Polderl —"

„Jesses, Jesses, aber Bäurin!" unterbrach der Vater die Mutter, „hörst nit bald auf! Willst mir's denn Alle verhausen?"

„So!“ sagte die Mutter, „dir ist's nit recht? — Ja — meinst, es geschieht mir leicht?“ und sie hub bitterlich an zu schluchzen.

Die vier Kleineren blieben daheim bei den Kohlrüben und Erdäpfeln, wir drei Größeren gingen „in Dienst“. Wie es dem Jackerl beim Schafhalten und der Plonerl beim Kinderwiegen ergangen, das mögen sie selber darthun, oder die Wißbegierigen müssen warten bis auf den jüngsten Tag, wo Alles offenbar wird.

Ich ging in den Hefelrainhof zum Vieh. — Hätte ich damals schon den schönen Namen Stallwart erfunden gehabt, ich hätte mein Geschick viel leichter ertragen als so, da mich Jeder im Hause den Ochsenbuben hieß und auch danach behandelte. Für den Ochsenbuben ist Alles gut, insonderheit, wenn er noch so klein und untüchtig ist, als ich es war. Ich war auf mich selbst gestellt, konnte mich, den unter den Fittichen der Mutter vier Schuh hoch gewordenen zu den barschen, groben fremden Leuten nicht schicken und sah es bald ein, daß ich in dem ganzen großen Hefelrainhof nur zwei Freunde hatte — meine steten Begleiter bei Tag, meine Stubengenossen bei Nacht — die Pöll Foich.

Pöll Foich, so hieß das vierjährige Zugochsenpaar meines Dienstherrn, das ich zu füttern und pflegen und bei den Fuhrwerken auf Weg und Feld zu leiten hatte. Mein Bett hatte ich im Stall über ihrer Krippe hängen, ihr gegenseitiges Lecken, ihr Reiben an der Krippenecke und ihr gemüthliches Wiederkäuen war mir das Traulichste, was ich außer dem Essensruf auf dem Hefelrainhofe zu hören bekam, und ihre natürliche Wärme ersetzte mir in den Winternächten vollauf den Ofen.

Bei solch intimem Umgang mit den beiden Recken konnte es wohl nicht fehlen, daß ich allmählig ihre Charaktere durch und durch kennen lernte, so zwar, daß ich heute, was meine diesbezüglichen psychologischen Erfahrungen betrifft, einen dreibändigen Roman über sie schreiben wollte. Doch dünkt mir, können so ein paar Ochsen höchstens die Helden in einer Dorfgeschichte sein.

Und diese will ich denn heute darthun von meinen einstigen zwei Freunden, die längst zu Staub und Erde geworden.

Der Pöll war eine schöne kräftige Gestalt. Er war lichtgrau von Farbe, hatte große, pechschwarze Augen und um dieselben einen ziemlich breiten, gelblichen Rand, dann eine Schnauze, auf welcher, gute Gesundheit deutend, stets zahllose Tröpfchen standen, und auf dem Oberkiefer zwei breite Zähne, welche seine Mannbarkeit ankündeten. Seine Mannbarkeit! mein Himmel, welche Ironie des Schicksals! Die Hörner des Pöll waren dick und etwas nach vor- und aufwärts gebogen, grau und rauh an der Wurzel und schwarz und glatt an den Spitzen, die sehr scharf ins Weite standen. Der Pöll trug sie gerne hoch, er wußte, was er an seinen Hörnern besaß. Er war aus dem Dorfe gebürtig; seine erste Kindheit lebte er in seliger Idylle am Busen der Mutter, von welchem er aber schon in der fünften Woche seines Lebens gerissen wurde. Seinen Vater hatte er nie gekannt; derselbe, ein rüder, wüster Geselle, soll — so sagt man — zahllose Weiber betrogen haben und der Ahne einer weitverzweigten Sippe sein.

Von der Mutter weg kam der Pöll, ganz wie ich, auf den Hefelrainhof, wo er seine Erziehung genoß. Ein aufgeweckter Junge trieb ers lustig mit den Kälbern und Füllen auf der Weide, und kaum noch die ersten Stummel seiner Hörner hervorguckten, versuchte er sich schon im Rennen und Gaukeln und stieß manchen älteren Genossen in die Flucht. Sonst aber war er ein sanfter Charakter und hatte ein gutes Herz; jedesmal, wenn er glaubte einem Kameraden weh gethan zu haben, ging er freundlich auf ihn zu,

beleckte ihn an den Ohren, unter den Hörnern, am Halse und überall, wo jener selber sich nicht lecken konnte. Jedem sah er fröhlich ins Auge, und Jeder hatte ihn lieb. Und die Kalben blickten verschämt durch die Zäune auf den Jüngling, und senkten dann züchtig ihre Häupter und fraßen thaunasses Gras — da ihnen, ach, so warm ums Herz war.

In seiner Kindheit war der Pöll semmelfalb gewesen und Alle hatten ihn das Falcherl genannt. Mit den Jünglingsjahren aber wurde seine Farbe dunkler und fast grauschwarz bis auf den weißen Streifen, der wie Reif längs seines Rückens lag. Sehr kräftig und schön entwickelte sich der Nacken, und die Hörner wuchsen immer kühner und freier aus ihrem Grunde. Der Hefelrainhofer tätschelte den Jungen gerne mit der Hand, schob ihm Heu in die Schnauze und sah dabei nach, wie es mit den Zähnen stünde, die er sich für eine gewisse Angelegenheit zur Richtschnur sein ließ, und nannte ihn sein „braves Pöllerl".

Da war's zur selben Zeit, an einem wohligen Juliabende, daß der Pöll an der Zaunschranke stand, als hinter derselben in ehrsamem Schritte die Rinderschaar des Ziselhofes vorüberzog. Voran ging im Bewußtsein ihrer Würde die braune schwerbeeuterte Glockenträgerin, wohlgesättigt von der Halde. Als sie den jungen Pöll am Zaune stehen sah, hielt sie ihren Schritt an und blickte zu ihm hinüber. Sie erkannte den Sohn und eine Herzensfreudigkeit wurde in ihr lebendig darüber, daß der Junge noch am Leben war und so wohl aussah, während manches ihrer Kinder mit großen wüthigen Hunden von ihr fortgehetzt worden, um es nicht wieder zu sehen.

Aber der Pöll hatte kein Auge für seine Mutter. Ein Anderes war es, was heute sein volles Interesse in Anspruch nahm. Etwa die Dritte oder Vierte in der Reihe, schritt in jungfräulicher Züchtigkeit eine Kalbin heran, die nur einmal ihren Kopf nach ihm wendete, dann sich mit dem Schweif eine Bremse vom Rücken schlug und gleich den Anderen von hinnen wandelte.

Der Pöll ging seinerseits den Zaun entlang und ließ die holde Erscheinung nicht aus den Augen. Ein bisher ungekanntes Gefühl wurde in seinem Herzen wach. Er brüllte dumpf, eine Thräne rann aus seinem Auge, und es mag ihm in diesem Momente wohl zu Muthe gewesen sein, wie einem Menschenjüngling, der ein lyrisches Gedicht macht.

Plötzlich jedoch sah er etwas, wovor seine ahnungslose Seele erbebte. Durch die Herde heran drängte sich der Grull, ein schwarzer Geselle mit sehr dickem Halse. In männlicher Stolzheit nahte er sich der schönen Kalbin. — Der Pöll kannte ihn wohl, den Grull; die beiden waren einige Zeit Kameraden gewesen auf dem Hefelrainhofe, hatten in einem und demselben Stalle gewohnt und waren sogar Freunde geworden. Der Grull war ein Jahr älter als der Pöll, aber um Vieles unternehmender und leidenschaftlicher. Er war Realist vom Heu bis zum Stroh, während in Pöll bisweilen doch auch die zarten Saiten des Ideals erklangen. Der Pöll träumte zu Zeiten von sprossenden Kohlgärten und Blumenbeeten, von peitschenloser Freiheit auf ungemähten Wiesen und Kleefeldern und mancherlei Dingen, die dem irdischen Vieh zumeist wohl unerreichbar sind, während sich der Grull nur an das hielt, was ihm augenblicklich nahe lag und er hierin auch voll zu genießen verstand. Da hatte eines Tages der Nachbar Ziselhofer an dem stämmigen und praktischen Burschen Gefallen gefunden, denselben gegen ein fettes Schlagrind eingetauscht und seiner Herde heimgeführt, die an dem neuen Genossen viel Freude fand.

Und wie mußten sich die beiden Freunde wiedersehen! Der Grull ging gerade auf die anmuthsreiche Kalbin — Morlo, rief sie der Hirt — zu, und diese blieb stehen und wartete auf ihn. Er gaukelte einmal mit den Hörnern, dann beleckte er ihre Wange — Menschen würden sagen, er küßte sie — und legte sein dickes Haupt auf ihren Nacken. — Da wurde es dem armen Pöll grau vor den Augen, heiße Gluth, wilde Eifersucht tobte in seiner Brust, er rannte mit den Hörnern gegen den Zaun und suchte die Stangen zu durchbrechen, um das holde Wesen vor dem Lüstling zu schützen. Jetzt stand der Hirt da und ein Peitschenriemen, der noch erklecklich viele Knoten haben mußte, pfiff dem Pöll wie eine giftige Schlange um die Ohren, daß er erschreckt zurückwich.

Als er sein Haupt wieder wendete, war der Zug vorüber; die Glocke hörte er noch schellen von Weitem; er aber stand auf der Haide, einsam und allein.

Jedoch — was ein finster Geschick ihm versagte, das schien ein freundlicher Zufall ihm zu gewähren. Sein Herr, der Hefelrainhofer, kaufte eines schönen Tages die Kalbin Morlo an. Auf der freien Weide wurde sie zur Herde des Hefelrainhofers gelassen. Sie war schüchtern und etwas verzagt; der weibliche Theil der Herde schien sie zu meiden, zu höhnen oder gar mit den Hörnern zu verfolgen; der männliche Theil machte sich neugierig und übermüthig an sie heran. Der gute Pöll hielt sich stets etwas abseits, that, als grase er unbekümmert auf seinem Fleck — doch sein ganzen Denken und Fühlen war sie. Er sann nach, ob es nicht möglich wäre, in der Abenddämmerung den Bretterzaun des Gemüsegartens der Bäurin zu durchbrechen, die Morlo mit in denselben zu locken, unbeirrt von allen Anderen mitten unter köstlichen Kräutern und Blumen ihr seine Liebe zu gestehen und so den verhaßten schwarzen Buhlen für immer aus dem Felde zu schlagen.

Langsam und auf Umwegen nahte er sich nun der braunen Kalbin. Herangereift zur vollen Weiblichkeit war sie weder kokett noch affektirt, in reizender Naivetät hob sie ihr Haupt, wendete es dem Jüngling zu und sie blickten sich ins Auge. — Sie fanden sich und sollten nun zusammen sein alltäglich auf der blumigen Flur und in der schattenkühlenden Halde. Dann wollte er sie umfangen mit seinen Armen, auf denen er sonst — unter dem Fluche des Geschlechtes — zu Vieren durchs Leben schreiten mußte.

Hoffnung schwellte sein Herz. Da wars an dem Tage, daß ein fahlbärtiger Mann in den Hefelrainhof kam; derselbe hatte eine übermäßig fettige Lederhose, ein narbiges Gesicht und zwei kleine, nebelgraue Aeuglein, die nicht viel Gutes ahnen ließen. Er trug einen Strickballen an den Hosenhälter geknüpft mit sich, ferner einen braunen Salbentiegel, einen Handblasebalg und einen zweischneidigen Eisenkolben, den er in der Küche des Hauses sogleich ins Feuer steckte.

Und zu gleicher Stunde kam der Hefelrainhofer auf die Weide, sah sich nach dem Pöllerl um und lockte diesen schmeichelnd mit einer Handvoll Hafer mit sich. Der Pöll freute sich über das Wohlwollen seines Herrn, und in der Meinung, daß ihm schon das Hochzeitsmahl gedeckt sei, trabte er dem Bauer nach.

Du armer, ahnungsloser Junge!

Kaum daß er in den Hof eintrat, wurde er von mehreren Knechten an den Hörnern gepackt, auf einen Strohbund hin zu Boden geworfen, an beiden Füßenpaaren mit Stricken gebunden — und er, ganz betäubt im ersten Schreck, erwartete nichts anderes, als den Gnadenstoß ins Herz. Es kam noch stärker. Mit plötzlicher und schreckvoller Klarheit durchsah der Pöll die schändliche Verschwörung gegen ihn, hinter welcher sicherlich der

falsche Grull steckte. Er brüllte wie ein Löwe, doch ergeben mußte er sich der brutalen Gewalt, es vergingen ihm die Sinne.

Als der Arme wieder zu sich kam, lag er in der Dunkelheit seines Stalles auf frischem Stroh. Er fühlte, sein Wesen war gebrochen, Lieb' und Leben ihm vergellt. Er knirschte mit den Zähnen, er stieß mit der Stirne an die Krippe, daß darunter die Mäuse aufschreckten — aber er war ohnmächtig.

Nach acht Tagen war der Pöll insoweit wieder hergestellt, daß er auf eine Stunde in das Freie wanken konnte. Sonnig lagen die Gefilde vor ihm da, aber nicht erfreute ihn der Sang der Vögel, nicht der Duft der Blumen und nicht das saftige Gras. Traurig blickte er hinüber auf die Au, wo die Herde fröhlich weidete und wo Morlo, die braune Kalbin, mit — dem schwarzen Grull koste und schäkerte.

Laut stöhnte er auf und wühlte mit seinem Vorderfuß in der Erde, als wollte er dem siegreichen Nebenbuhler das Grab graben, oder — sich selbst in den kühlen Grund betten. Dann kam eine tiefe Abspannung und Gleichgiltigkeit über ihn und weltverachtend legte er sich in die Sonne hin und schloß die Augen.

Zur selben Zeit war's, daß der unglückliche Pöll einen neuen Stallgenossen erhielt. Es war ein lichtfalber, gutmüthiger Ochs, im gleichen Alter mit dem Pöll, und auch mit gleichem Geschicke. Sein Name war Foich (so viel als der Falbe, der Falche, im Mundartlichen der Foich). Er war in der Wiesau geboren, kam frühzeitig unter fremdes Dach und überhaupt hatte seine Jugend große Aehnlichkeit mit der unseres Pöll. Nur war der Foich von glücklicherer Charakteranlage als jener; er war pflegmatischen Temperamentes, genoß ruhig, was die Weide und der Trog ihm bot, hatte weiters keine Wünsche und Pläne und ließ sich von des Lebens Lust oder Noth nicht eben sehr alteriren. Eine gelbgraue Kalbin, die mit ihm auf einem und demselben Hofe war, sah er nicht ungerne, doch, als er merkte, daß sein Kamerad, der Zingg, mit Leidenschaft ihr nachhing und darüber sehr mager wurde, verzichtete er willig. Trotzdem verfiel auch er dem bösen Fatum, dem kein Ochse hienieden entgeht, und mit gebrochener Manneskraft kam er auf den Hefelrainhof, wo er den trostlosen Schicksalsgenossen fand.

Der Pöll kehrte sich anfangs nicht nach dem neuen Kameraden — er grollte allen Wesen und zumeist denen, die sich, wie der Foich, mit gleichgiltigem Behagen der Niedertracht der Welt ergaben. Doch ging allmählig, wie an seiner äußeren Haarfarbe, die seit der Katastrophe lichtgrau und endlich völlig weiß wurde, auch in seinem Innern eine Aenderung vor, er zog sich in sich selbst zurück, obwohl er sich mehr und mehr dem Foich anzuschließen begann. Die Beiden wurden sich an Gestalt immer ähnlicher, nur daß der Foich sehr glatte und weiße Hörner hatte, welche etwas nach rückwärts standen, während jene des Pöll, trotz alles Feilens und Schabens des Oberstallknechtes grau und rauh blieben und immer mehr und kecker nach vorne wuchsen. So waren beim Foich auch die Augenringe und der Rand um die Schnautze herum schneeweiß, was stets auf Gutmüthigkeit und Befähigung zur Fettleibigkeit weist, während die gelblichen Augenränder des Pöll auf Trotz und Tücke schließen ließen.

Als die Beiden vollständig genesen waren, kam eine neue Prüfung. Der Altknecht und der Feldbub führten sie eines Morgens aus dem Stall und legten auf ihre Nacken ein schweres Holzjoch, welches sie so stramm zusammenhielt, daß keiner sein Haupt weder nach links noch nach rechts zu wenden vermochte. Der Foich hielt ruhig still; der Pöll hingegen war empört über diese neue Grausamkeit und bäumte seinen Nacken, daß das

Joch ächzte und dem armen Foich fast die Hörner abgedreht wurden. Das brachte dem Widerspenstigen einen Schlag mit dem Peitschenstab ein, worauf er noch unsteter wurde, mit den Hörnern gegen die Unterjocher dreinzufahren suchte, mit den Nasennüstern heftig schnaubte und schäumte. Ein zweiter Schlag über die Stirne, da that der Pöll einen Ruck, krachend brach das Joch, und das eine Stück noch an die Hörner gebunden rannte er wild schnaubend und mit hochgeschwungenem Schweife davon.

Der Foich stand da und sah verwundert dem so wüthend gewordenen Kameraden nach. Dieser wurde mit vieler Mühe eingefangen, hart geschlagen und endlich durch vier handfeste Knechte in ein neues Joch gespannt. Dann wurden beide förmlich davon geschoben; der Pöll wollte nicht gehen und der Foich konnte nicht, weil er ja an den andern geschmiedet war; manchen Hieb mußte der gute Foich sich gefallen lassen, den gewiß nur der widerspenstige Pöll verdiente, der das eine Mal sich fest wie eingewurzelt gegen das Vorwärtsgehen einstemmte, das andere Mal wieder in wilden Sprüngen voranschoß, den armen Foich zurückdrängend oder mit sich fortreißend.

So kamen sie hinaus auf das Feld und dort wurden sie an den Pflug gespannt. Jetzt war an ein rasendes Vorwärtsspringen nicht mehr zu denken, denn der Pflug schnitt tief und schwer die Furche und hielt das ungefüge Paar in gutem Zaum. Nach mancherlei Befreiungsversuchen und trotzigen Gesten sah es endlich der Pöll ein, daß es am wenigsten Schläge und andere Beschwerden gab, sobald er ruhig und gleichmäßig in der Furche dahinschritt.

Und so wurden die Pöll Foich ein paar gute Arbeiter auf dem Felde des Hefelrainhofers. —

So standen die Dinge, als ich von dem Hagelschlag aus der Heimath vertrieben, in den großen Bauernhof kam. Durch näheren Umgang mit den Beiden und durch freundschaftliches Interesse, welches wir uns gegenseitig zuwendeten, war ich der Erste und vielleicht der Einzige, welcher die Pöll Foich in ihrer ganzen seelischen Bedeutung würdigte. Ich striegelte ihnen täglich die Streukrümchen und die ausgehenden Haare vom Leibe, ich beschnitt allmonatlich ihre Klauen und Hörner und stutzte die langen Haarbüschel ihrer Schweife. In Kostsachen mußten sie mit Heu und Stroh und dem Hausbrunnen vorlieb nehmen, nur des Abends bekamen sie die „Lecken", einen aus kleinen Futterabfällen und Heugesäme bereiteten Brei, in den ich jedesmal erklecklich viel Salz streute, wofür mir die beiden Pfleglinge stets sehr dankbar waren. Mir gegenüber ließ der Pöll von seiner Verbissenheit nichts spüren, gerade als hätte er's gewußt, daß ich auch einer der Uebervortheilten war — nicht in allen Dingen, so wie er, jedenfalls aber in dem, was das Joch betraf.

Die Pöll Foich hatten sich nun recht aneinander gewöhnt, und zur Winterszeit oder an Feiertagen, wenn die Last der Pflichten nicht gar zu sehr auf sie drückte, waren sie sogar aufgeweckt und streichelten einander mit der Zunge.

Als jedoch wieder das Frühjahr kam, ging von Neuem die Plage an. Der Pöll zog seinen Pflug, aber ungern, und zuweilen blickte er knirschend hinüber auf die nahe Au, wo Kühe und Kalben in idyllischer Freiheit herumgingen, lagen, standen und hüpften, und wo die längst zur Kuh gewordene Morlo mit dem Grull ein beschaulich Eheleben führte.

Doch schien auch das Leben des schwarzen Buhlen nicht geradezu kampflos abzugehen. Eines seiner Hörner war gebrochen. Der Grull war ein leidenschaftlicher Ringer

und Raufer geworden. Jeden harmlosen vierfüßigen Gesellen, den er auf der Weide traf, er mochte vom Ziselhofe sein, oder vom Nachbar kommen, oder von weiter her, stänkerte er an, begann Händel, hub in der Erde zu graben, mit den Hörnern zu gaukeln und zu drohen und arg zu brüllen an und ruhte nicht eher, als bis einer oder der andere ächzend auf dem Boden lag. Zumeist waren es Liebes- und Eifersuchtshändel mit solchen, die sich der Morlo zu nähern suchten, oder mit solchen, denen er selbst ins Gei ging — denn er war ein durchaus lockerer Geselle, der Grull, und huldigte dem Prinzipe der Vielweiberei — aber nur für sich allein. So hatte er bei einem letzten Ringen sein linkes Horn eingebüßt und nun sah er recht abenteuerlich aus und verwahrlost, aber bei dem schönen Geschlecht hatte er immer noch Glück.

Der Pöll, wenn er manchmal auf die Weide geführt wurde, ging mit einem dumpfen Gebrumme an dem Grull vorüber, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, wie sehr der Andere auch bestrebt war, mit ihm anzubinden. Der Pöll hielt sich überhaupt nicht gerne unter der Herde auf; er suchte sein grünes Gras abseits und ging seine besonderen Wege. Doch mußte der Hirt gerade auf ihn am meisten Acht haben, denn er durchbrach, wo er sich unbeachtet wußte, die Zäune und ließ es sich auf einem nachbarlichen Kornfeld wohl sein, oder er hub mit den langen Hörnern geschickt die Wegschranken aus und wanderte davon und wäre sicherlich schon längst in die Fremde gezogen, wenn man den paßlosen Vierfüßler nicht noch irgendwo aufgehalten und zurückgeliefert hätte. So hatte sich der Pöll befreit von dem Vorurtheile seiner Standesgenossen, als könne der kräftige Ochs einen schwachen Stangenzaun nicht mit Leichtigkeit niederwerfen, und so gab es für ihn auf räumlichem Gebiete keine Weg- und Grenzschranken mehr. Arg war es besonders des schlechten Beispieles wegen. Er hieß niemals Einen mit, wars zufrieden, wenn er allein gehen konnte, aber bald ahnte die Herde seine Wege und folgte ihm nach durch die niedergerannten Zaunschranken aufs Korn- oder Kleefeld oder auf die ungemähte Wiese des Nachbars.

Klagen liefen ein über den bösen Pöll und seine Verwüstungen, und weil es für solche Uebelthäter in unserem Staate noch kein Gericht gibt, so wurde nicht der Pöll, sondern der Hefelrainhofer mit Strafen bedroht, insoferne er dem Bösewicht nicht unschädlich mache.

Jetzt band der Bauer dem Pöll eine Stange so über die Hörner, daß diese zum Aufbrechen von Zäunen ungeeignet werden sollten, und ließ ihn so auf die Weide. Allein das war dem Gemaßregelten gerade recht, jetzt verrichtete er die Sprengwerke mit der Stange und schonte dabei die Hörner. — Versuchte es der Hefelrainhofer noch einmal, es dem Ochsen an Intelligenz zuvorzuthun, und schnallte ihm ein Brett vor die Augen, so daß der Pöll gar nicht vor sich hinsehen konnte, sondern nur hart an den Boden nieder, wo das schlechte Gras wuchs. Der Pöll sahs ein, das war ein großer Nachtheil. Zuerst stand er da und ging nicht einen Schritt vom Fleck. Als es ihn zu hungern begann, suchte er sich etwas Gras und stieß dabei an einen Baum. Der Baum war ihm willkommen, denn an diesem suchte er sich nun der fatalen Augenblende zu entledigen; da ihm das aber nicht gelang, so wollte er mit seinem Kameraden, dem Foich, ein Kopfrennen anfangen, um das Brett auf solche Weise zu zertrümmern. Doch der Foich verstand ihn nicht und hub an, den Kampflustigen begütigend zu lecken.

Zwei Wochen lang ging der Pöll mit der Blende auf die Weide; als wir ihn aber hierauf für ein Waldfuhrwerk einspannen wollten, sahen wir, wie sehr er abgemagert

und entkräftet war, und der Bauer sagte: „Mit dem Augenband gehts auch nicht. Den muß man im Stall behalten oder ihm einen eigenen Wächter beigeben. Wär' der Racker nur besser bei Fleisch, ich wollt' ihn am liebsten niederschlagen."

So weit kams mit dem Pöll, und wie einen von der Strafanstalt entlassenen Spitzbuben mußte man ihn bewachen, so oft er ins Freie kam. Berüchtigt war er in Nah' und Fern, und wenn irgendwo auf ein Getreidefeld oder in einen Garten eingebrochen wurde, so mußte es der Pöll gewesen sein und hielten wir diesen auch verschlossen hinter dreifachen Thüren.

Im Spätherbst vor dem Einschneien konnten wir seinen Zwang etwas lockern. Da läßt man alle Herden auf die abgeweideten und abgeernteten Wiesen, Felder und Matten, und durcheinander mit den nachbarlichen Rindern, wie sie eben durcheinander wollen. Da konnte der Pöll nicht mehr viel Schaden thun, und so banden wir ihn weder Stange noch Blende an den Kopf.

Menschen und Thiere freuten sich der letzten sonnigen Tage und ich selbst war im Heselrainhofe schon so angewöhnt, daß ich mich kaum viel mehr zurücksehnte in mein Vaterhaus, wo Vetter Schmalhans immer noch Küchenmeister war. Da wurden eines Tages die friedlichen Herbsttage schrecklich unterbrochen. Eine Botin vom Ziselhofe kam athemlos gelaufen, — oben im Waldanger unter einem Rain liege der Stier, der Grull, todt in seinem Blute!

Wir alle eilten dem Waldanger zu. Es war so. Mit arg zerschürfter Haut, einem gebrochenen Vorderfuße und einer tiefen Wunde am Halse lag der Grull mit hervorgestreckter Zunge und verglasten Augen zwischen Binsengebüsch auf dem Moor. Ein Mord! Der Unglückliche mußte sich wacker gewehrt haben, oben auf dem Anger war streifenweise das Gras weggeschürft und lagen kleine Haarbüschel herum. Dann war er, wie die Blutspuren zeigten, über den steilen Rain geworfen worden.

Wer war der Mörder? Ein Racheakt mußte es gewesen sein, deß war Alles einig, denn der Grull hatte unter dem männlichen Geschlechte seines Namens viele Feinde gehabt. Aber welchem von ihnen konnte eine solch schreckliche Blutthat zugedacht werden? Wie man auch Umschau halten mochte in den Herden, alle — darunter auch die zahlreichen Wittwen — glotzten harmlos drein, und völlig erschüttert von dem Ereignisse.

Vor Allem mußte der Todte fortgeschafft werden. Ein trauriges Begräbniß blieb erspart. Die armen Leute der Gegend hielten zu Ehren des Getödteten ein sattsam Mahl, zu dem er selbst den Braten lieferte.

Als wir an dem Abende des Unglückstages unsere Herde sonderten und in den Hof leiteten, war — der Pöll nicht darunter.

Sofort stieg Verdacht auf! Wo ist er? Weshalb kehrt er nicht heim? — Ach, es war im Grunde eigentlich nicht so auffällig, wenn man den Ausreißer kannte. — Wir sollten bald Gewißheit haben. Noch in der Nacht brachte der Waldbachköhler den Pöll an einem Strick in den Hof und schrie, daß die Wände gellten und wir Alle aus dem Schlafe fuhren: „Den Mörder haben wir da! Er hat wollen auf die Fischbacherseite hinüber!"

Mit einer Spanlunte leuchteten wir dem Eingebrachten ins Gesicht; dieses sah erschreckt und unstet drein und die scharfen vorgebogenen Hörner waren blutig.

Es bedurfte weiters keine Beweise mehr. Der Pöll wurde zum Foich und zu mir in den Stall gethan, der Köhler bedankt, das Haus legte sich wieder zur Ruhe.

Am andern Tage zahlte der Hefelrainhofer fünfundvierzig Gulden an den Ziselhof für den getödteten Grull, mit der Bedingung, daß ihm die Haut überlassen werde. Als er mit der geleerten Brieftasche heimkam, nahm er die längste Peitsche hervor, die in der Ochsenkammer aufzufinden war, führte den Foich aus dem Stall und schloß sich selbst in denselben zum Pöll ein. Der Pöll stand ganz ruhig vor dem leeren Heutrog und wartete auf Futter, als wisse er nicht, daß heute strenger Fasttag sei. Der Bauer stand ruhig vor dem Pöll und machte sieben Knoten in seine Peitsche. Und als die Knoten fertig waren, ließ er sie niedersausen auf den Körper des Verbrechers. Da begann der Tanz um die Krippe, die mitten im Stalle stand. Mächtig pfiff die Peitsche, wüst fluchte der Bauer und der Pöll schoß polternd im dunkeln Stalle um, stieß an Wand und Barren und hub über die fortwährenden Streiche vor Schmerz zu brüllen an.

Erschöpft hielt endlich der Bauer ein. Der Pöll stand an die Wand gedrückt und schnaufte.

„So, mein Pöllerl, und jetzt, daß dus weißt, du kommst dein Lebtag nicht mehr ans Tageslicht, mit diesen Worten verließ der Hefelrainhofer den Stall und schlug die Thür hinter sich zu.

Lebenslängliche Haft! — mehr noch; der Pöll war zum Tode verurtheilt!

Schon am nächsten Tage begannen wir, ihm Kräuter und Erdäpfeltränke, feines Heu ohne Stroh, Kleienlecken, Rübenspalten, gekochte Kohlstängel u. s. w. zu füttern und für den Uebelthäter begann ein Leben, wie er es selbst in seinen kühnsten Träumen sich nicht zu hoffen gewagt hatte. Andere wurden an den Pflug und an den Wagen gespannt, um all das herbeizuschaffen, was seinen Tisch so gut und theuer machte.

So ging es Monate lang; aber selbst in der Gefangenschaft und im Wohlleben schien der Pöll seine Bosheit nicht ablegen zu wollen. Er wurde nicht fett. Er fraß und soff und lag auf der Haut, und wurde nicht fett. Als ob ers gewußt hätte, daß ihm seine Magerkeit allein noch das Leben und den Genuß eine Zeit lang erhalten konnte.

Ganz anders der Foich. Trotzdem er bisweilen noch mit einem fremden Genossen ins Joch mußte und durchaus keine besondere Köstigung genoß — er gedieh und wurde von Woche zu Woche beleibter. — Das macht das gute Gewissen. Und da der Bauer die gute Art des Falben sah, setzte er ihn in den wohlverdienten Ruhestand und begann ihn mit größerem Fleiße, als bisher, zu füttern.

Und als die älteste Tochter des Hauses heirathete, war es der gute, sanftmüthige Foich, der es übernehmen mußte, den Festbraten zu stellen.

Der Pöll aber lebte noch lange fort, stets gefüttert und gepflegt, aber er blieb mager, so daß der Hefelrainhofer von Neuem Lust bekam, das „zaundürre Rindvieh", wie er sich in seinem Cynismus auszudrücken beliebte, nocheinmal um die Krippe tanzen zu lassen und dazu mit der Peitsche den Tanz zu pfeifen.

Mittlerweile waren gesegnete Jahre gekommen und ich sollte wieder heim ins Vaterhaus, wo ich auch fürder mein Brod redlich verdiente. Was aus dem unglücklichen Pöll weiter geworden, ist mir nicht bekannt; nun wird er wohl schon längst gestorben und verdorben sein. —

Ich habe dieſe buchſtäblich wahre Geſchichte einmal einem Naturforſcher erzählt, als neuen Beleg der Analogie des Seelenlebens zwiſchen Menſchen und Thieren. Und ich hatte noch die Bemerkung beigefügt, wie es doch ſeltſam ſei, daß, wie der Menſch, ſo auch das Thier hinausgeſtoßen werde in das Leben, um ſchuldig und unglücklich zu werden.

Hierauf gab mir der Naturforſcher zur Antwort: „Lieber Freund, das Unglück Ihres Helden war, daß er für einen Ochſen zu geſcheidt geweſen iſt.“

Die Sprichwörter und ihre Entstehung.

Von **Wilhelm Urbas.**

Wer an den Weg baut, hat viele Meister, das hat nicht Apelles allein, das hat noch Jeder erfahren, der öffentlich aufgetreten, um durch Wort oder That auf die Mitwelt zu wirken. Was ist daher natürlicher, als daß auch dem Sprichworte, das sich in alle menschlichen Händel mischt, neben vielem Glimpf auch schon mancher Schimpf widerfahren?

König Salomo, dessen Weisheit selbst sprichwörtlich geworden, sammelte die Sprüche von Jugend an mit großer Sorgfalt, um „zu lernen Weisheit und Zucht, Verstand, Klugheit, Gerechtigkeit, Recht und Schlecht." Mit welchem Fleiße Salomo diesem Studium hat obliegen müssen, darüber gibt uns Aufschluß das I. Buch der Könige, 4. Kap., 32. Vers, wo es von ihm heißt: „Und er redete dreitausend Sprüche, und seiner Lieder waren tausend und fünf."

Dem Don Quixote aber reißt endlich im 43. Kap. des II. Theiles über Sancho Pansa, diesen „Sack voll Sprichwörter" die Geduld: Daß dich, verfluchter Sancho! ruft er; mögen dich mitsammt deinen Sprichwörtern sechzigtausend Teufel holen! Eine volle Stunde schon kramst du sie aus und gibst mir mit jedem einen Stich ins Herz; sie bringen dich gewiß noch an den Galgen, diese Sprichwörter! . . .

Wenn nun auch solche Commentare, wie sie Adolph Stöber gibt, indem er singt:

Morgenstund' hat Gold im Mund —
Drum was könnt ihr bessres thun,
Als ihr trinkt ein Gläschen nun
Gleich in dieser frühen Stund'? . . .

oder:

Alte Liebe rostet nicht —
Schon vor Jahren liebten wir
Diesen Wein, den goldnen hier;
Nun, ihr Brüder, ist es Pflicht,
Daß wir diesem guten alten
Kameraden Treue halten . . .

wenn auch solche Commentare nicht ernst zu nehmen sind, so sind sie doch andrerseits gewiß nicht geeignet, das Ansehen der Sprichwörter in den Augen der Philister zu fördern.

Die Anerkennung von Seite der Orientalen, die das Sprichwort als „Die Blume der Sprache" bezeichnen, ist zwar ebenso unverhohlen wie die der Spanier, die dasselbe „Seelenarzenei" nennen; sticht aber sehr gegen das Urtheil mancher Gelehrten ab, die das Sprichwort „trivial" finden. Wenn jedoch das Sprichwort gegen diese letzteren sich mit: Die Gelehrten die Verkehrten vertheidigt, so scheint diese Waffe mindestens nicht besser als die der Gegner. Das Lob Sailer's „Die Weisheit auf der Gasse" dürfte kaum als ein unzweifelbares angesehen werden; sicherlich steht es tief unter Manzoni's „Die Weisheit des menschlichen Geschlechtes".

Während also die Einen das Sprichwort hoch in Ehren halten, sehen es Andere höhnisch über die Achsel an, oder messen ihm doch nur einen untergeordneten Werth bei. Woher diese Verschiedenheit des Urtheils? Enthusiasmus wie Vorurtheil sind keine verläßlichen Richter, und gar oft ist „Die Mittelstraß das beste Maß"; sollte dies auch hier der Fall sein? — Um uns in dieser Frage besser zu orientiren, wollen wir vorerst das Sprichwort an und für sich betrachten, dann nach seinen Verwandten sehen und schließlich seiner Herkunft nachspüren; vielleicht gelingt es uns, auf diesem Wege zu einer rechten und gerechten Würdigung desselben zu kommen.

Sprichwörter sind die landläufigen, dem Verstands- und Gemüthsleben eines Volkes entstammenden Redensarten und Sprüche, die in kurze aber bezeichnende Worte gefaßten Ansichten desselben über Natur und Welt, Menschenwürde und Menschenrecht.

In ihrer Gesammtheit repräsentiren die Sprichwörter wohl den jedem Volke eigenthümlichen Genius. Da jedoch der Mensch weder körperlich noch geistig über „bestimmte Gränzen, über ein gewisses Maß" hinauskann, er also physisch wie psychisch noch ziemlich derselbe ist, der er vom Anbeginn — die Affenperiode etwa ausgenommen — gewesen; da auch klimatische und andere Verhältnisse auf sein Denken und Empfinden nur einen formalen Einfluß üben können: darum sind die meisten Sprichwörter heute noch so treffend, wie sie es vor Jahrhunderten gewesen; daher sind viele derselben, in wenig oder gar nicht geänderter Form, oft bei fern von einander wohnenden Völkern verschiedener Abstammung zu finden. Nichts übertrieben! ist z. B. heute noch eine so ausnahmslose Regel, wie sie es zu Chilon's, des Lacedämoniers, Zeiten war. Vor nahezu zweitausend Jahren sah sich der liebenswürdigste Lehrer der Menschheit veranlaßt zu der Klage: Ein Prophet gilt nirgend weniger denn in seinem Vaterlande; und hat das nicht auch schon mancher Prophet unserer Tage an sich selbst erfahren müssen? — Das gleiche oder ein äquivalentes Sprichwort, für: Der Mensch denkt's, Gott lenkt's, kommt fast in allen Sprachen, das Wort: Das Pferd, das den Hafer verdient, kriegt ihn nicht, nicht nur bei den Occidentalen, sondern auch bei den fernsten Orientalen vor.

Manche Sprichwörter haben freilich ihre einstige Vollwichtigkeit eingebüßt und bedürften eines neuen Ueberzuges. So scheint für unsere überreizten Mägen das sonst so treffliche: Der Hunger ist der beste Koch nicht mehr zu passen; als Leibarzt jedoch wird sich derselbe gewiß noch lange bewähren. Und hatte bei unsern Altvordern: Ein Mann ein Wort, ein Wort ein Mann mehr Werth als heutigen Tages Brief und Siegel, die ja keinen genügenden Schutz gegen Uebervortheilung gewähren, so möchte man wohl jenen alten Contract auflösen durch die Mittheilung, der Mann sei gestorben, das Wort aber sei eine milchende Kuh geworden. — Doch wer sollte sich deß wundern, wenn eine Pflanze, vom heimatlichen Boden versetzt, entartet oder gänzlich verkümmert?

Es gehört nämlich zum Wesen der Sprichwörter, daß sie dem Stoffe wie der Form nach im Volksleben wurzeln, also nicht nur im Ideenkreise, sondern auch im Munde des Volkes leben. Allein viele derselben stammen aus einer Zeit, in der noch die Bedürfnisse der Menschen weniger künstlich, ihre Sitten schlichter, ihre Thätigkeit freier, ihre Verhältnisse einfacher waren, die Stände sich noch nicht so scharf von einander schieden, ein weiser Spruch noch in Aller Herzen Wurzel faßte und ein Gesetz für Alle galt. Seitdem jedoch unsere Generale sich ihre Rüben nicht mehr selber braten, die Mütter nicht in wohlerzogenen Kindern ihren schönsten Schmuck finden, ein offenes Wort nicht Jedermann gestattet ist und einem bloßen Hut oft Reverenz erwiesen werden muß, da sind freilich manche Sprichwörter, wie: Jedermann ein Ei, dem frommen Schwepermann zwei — Adel sitzt im Gemüthe, nicht im Geblüte — Thue Recht und scheue Niemanden — Stadtrecht bricht Landrecht zu bedeutungslosen Redensarten herabgesunken. Doch nein, allen Werth haben diese und ähnliche Sprichwörter nicht verloren. Wie aus der Mode gekommene Kleider und Geräthe noch das historische Interesse in Anspruch nehmen, so außer Cours gesetzte Sprichwörter. Da nämlich vielen derselben Anschauungen und Satzungen aus dem häuslichen und öffentlichen, religiösen

und politischen Leben der Vorzeit zugrundeliegen, da überdies viele derselben den Mundarten angehören, so ist es begreiflich, daß solchen auch mancher schätzenswerthe, achliche wie sprachliche Ueberrest aus früherer Zeit anhaftet; besonders ist dies bei den sprichwörtlich gewordenen Redensarten der Fall. So ist: Stein und Bein schwören auf die einstigen Ceremonien bei einer Eidesablegung, auf das Berühren von Reliquien oder des Altars zu beziehen, und nur daraus zu erklären. Was in des Nachbars Garten fällt, ist sein; von überhängenden Obstbäumen geltend, ist dies ein altes Rechtsprinzip. Sich bei der eigenen Nase ziehen mußte nach altdeutschem Gesetz derjenige, der zum Widerruf von Schmähungen verurtheilt worden war. — Wagemann, Winnemann ist nur verständlich, wenn man sich erinnert, daß noch im Mittelhochdeutschen winnen für gewinnen vorkommt. Der Elgötze — nicht etwa Oelgötze — läßt sich am besten erklären aus dem althochdeutschen Ella, die Fremde, wornach also Jemand, der sich nicht zurechtfindet oder unbeholfen erscheint, mit einem ausländischen Götzen verglichen wird. Die Maulaffen aber sind sicherlich aus dem mundartlichen: Das Maul offen haben, entstanden.

Doch nicht allein für die Kunde der Vorzeit sind die Sprichwörter von mannigfachem Interesse, sie sind mitunter auch sehr bezeichnend für den Character einer Nation, ihre Denk- und Handlungsweise, ihre Sitte und ihren Brauch. Während der Grieche oft um des Esels Schatten, der Lateiner um Ziegenwolle stritt, thut dasselbe der Franzose um die Spitze einer Nadel, der Deutsche um des Kaisers Bart. Der Italiener sagt: Besser erschnappen als erwerben; der Deutsche dagegen: Ein erbettelter Pfennig ist besser denn ein gestohlener Thaler. In Sterne's „Empfindsamer Reise" sagt die arme Marie: Gott lindert den Wind, wenn das Lamm geschoren ist; der Deutsche sagt: Gott gibt die Schultern nach der Bürde. Er sagt auch: Will uns Gott ernähren, so kann St. Peter es nicht wehren; der Slave dagegen behauptet: Wenn Gott nicht seine Hand ausstrecken mag, alle Heiligen können's Dir nicht erbitten. Der schöne orientalische Spruch: Mit Geduld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Atlaskleid, lautet im Munde des Deutschen: Mit Zeit und Geduld wird aus dem Hanfstängel ein Halskragen, im Munde des Holländers aber: Vieles Schlagen macht den Stockfisch mürb.

Diese wie andere Beispiele könnten noch um gar vieles vermehrt werden; da jedoch dadurch die Gränzen meines Aufsatzes würden überschritten werden, so mögen hier nur noch einige allgemeine Bemerkungen gestattet sein. Wie die italienischen Sprichwörter reich an komischen Bildern sind, in den französischen der Teufel eine Hauptrolle spielt, so tritt in den holländischen das Seemannsleben hervor, behandelt das slavische vorwiegend Herren- und Gottesdienst. — Bezüglich der Form sind die deutschen Sprichwörter sehr verschieden von denen nicht germanischer Völker. Wie schon die alten Griechen einen Gedanken so kurz und doch so scharf als möglich auszudrücken liebten, so zeigt sich auch bei den romanischen Völkern überhaupt dieser Hang zur stehenden Phrase; der Deutsche hingegen sucht, durch endlose Variationen und immer neue Bilder, sich einem Begriffe stets mehr und mehr zu nähern — daher die vielen sinnverwandten Sprichwörter, daher kommen auch Schlagwörter wie: Leben und Tod, Mann und Weib, Glück und Armuth, Wein und Wasser ... so vielfach darunter vor. — Ein großer Unterschied endlich zeigt sich in der Tendenz. Während die Sprüche der Hebräer mehr auf eine „positive Moral mit einer dogmatischen Vergeltungslehre" hinausgehen, also eigentlich nur Vorschriften enthalten, beschäftigen sich die neueren Völker mehr mit der Beobachtung des Weltlaufes, ihre aus der Abstraktion entstandenen Sprichwörter sind daher größtentheils Erfahrungssätze. Von den antiken Sprichwörtern wieder unterscheiden sich die modernen dadurch, daß jene auf Selbsterkenntniß dringen und Besonnenheit im Wandel empfehlen; diese dagegen Menschenkenntniß zeigen und bloß lehren, wie man sich klug durchschlagen könne.

Das Volksmäßige im Sprichwort gibt sich ferner auch dadurch kund, daß dasselbe den sinnlich-konkreten Ausdruck vor allem liebt, auf die Gefahr hin manchmal zu

draſtiſch, ja derb zu werden. Ueber die Folgen des Fleißes und der Faulheit ſagt man in einigen Gegenden Deutſchlands: Wer früh aufſteht, wiſcht ſich den Mund; wer lange ſchläft, wiſcht ſich die Augen. Von der Allmacht Gottes behauptet man: Wenn's Gott will, kräht eine Axt unter der Bank. Die Individualität des Menſchen aber ließe ſich kaum kräftiger zeichnen als durch: In eines Andern Ohr ſchneidet ſich's wie in einen alten Filzhut. — Durch dieſe Anſchaulichkeit unterſcheidet ſich zugleich das Sprichwort vom Denkſpruch, welcher mehr abſtrakt eine allgemeine Wahrheit ausſpricht, eine Lebensregel aufſtellt. Dieſer, als ein Ergebniß der Reflexion, iſt daher überall vollgiltig, während jenes, als der Gelegenheit entſprungen, ſich nur in ſeinem beſtimmten Falle geltend macht. Das Sprichwort zeigt die Welt, wie ſie iſt; der Spruch lehrt bloß, wie ſie ſein ſollte. Von beiden verſchieden, weil knapper in der Faſſung oder mehr beſchränkt in der Anwendung, müſſen hier noch erwähnt werden: der ſprichwörtliche Ausdruck und die bloße Redensart. Eine Muſikantengurgel z. B. iſt nur ein ſprichwörtlicher Ausdruck; Hier liegt ein Muſikant begraben, iſt eine ſprichwörtliche Redensart; Wer die Muſik bezahlt, kann auch dabei tanzen, iſt ein Sprichwort; Das mag die beſte Muſik ſein, wenn Herz und Mund ſtimmt überein, iſt ein Spruch.

Gleichſam als entferntere Verwandte des Sprichwortes ſind zu betrachten: das leichtfertige Witz- und Scherzwort, das Räthſel, die Anekdote, die Fabel und Parabel, die Sage und das Märchen, und ſchließlich auch das Volkslied; denn der Keim zu all dieſen proſaiſchen oder poetiſchen Ausdrucksweiſen iſt nicht ſelten in Sprichwörtern enthalten. So ſagt der Hamburger von einem Kupfernaſigen ſcherzweiſe: Er treibt ſchwediſchen Handel. Wein iſt bekanntlich in Schweden ein Ein-, Kupfer ein Ausfuhrartikel. — Die Advokatenkniffe wollte Jemand Taſchenſpielerſtückchen ähnlich finden, indem durch die einen wie durch die andern den Leuten das Geld aus der Taſche gezogen werde; nur thue dies der Taſchenſpieler durch Geſchwindigkeit, der Advokat hingegen durch Langſamkeit. — Ein Sprichwort in Anekdotenform iſt es, wenn man erzählt: Mit der Zeit gewöhnen ſie ſich! ſagte die Köchin, als ſie den Aalen die Haut abzog. — Sicherlich hat das Sprichwort: Grünes Holz große Hitze, das auch die Franzoſen haben, dem liebenswürdigen Lachambeaudie vorgeſchwebt, als er die ſchöne Fabel ſchrieb:

Im Herde lag zur Winterzeit
Ein grünes Scheit.
Es weinte in die Aſche bitterlich
Und ächzte und beklagte ſich.
Die Kohle rief: „Nun hab ich's Ueberdruß!
Wozu der Lärm?“ — „„Ach, was ich leiden muß!““
Begann der grüne Aſt,
„„Sieh her!““
Die Kohle ſprach: „Am Weh, das Du erhoben,
Seh' ich, Du biſt noch an den erſten Proben;
Wenn Du wie ich gelitten haſt —
Dann haſt Du keine Thränen mehr.“

Wie die Anekdoten und Fabeln, ſo ſchließen ſich oft auch Sagen und Märchen an die Sprichwörter an, verdanken dieſen zuweilen ſogar ihren Urſprung und ſind dann gleichſam der Commentar derſelben. Das Gerücht tödtet den Mann, ſcheint im erſten Augenblick ſchwerverſtändlich, findet aber volle Erklärung in einer alten Geſchichte. „Ein Hund fiel einſt eines Reiſenden Pferd an und biß es, daß es ſich bäumte und den Reiter abwarf. Da rief dieſer: Warte, tödten kann ich dich, Hund, nicht, denn ich habe keine Waffen; aber ich will dich in böſes Gerücht und Geſchrei bringen. Als er nun Leute kommen ſah, rief er: Ein toller Hund! Der Hund da iſt toll! Da liefen die Leute entſetzt hinter dem Hunde her und ſchlugen ihn todt.“ — Erinnert man ſich nicht bei dem Sprichworte: Kinder und Narren ſagen die Wahrheit unwillkürlich an das treffliche Märchen von Anderſen: „Des Kaiſers neue Kleider“? Da weben die beiden Gauner, denen alles zur Verfügung geſtellt wird, dem Kaiſer gar ein wunderbares

Kleid; es soll so fein sein, daß Niemand es sieht, welcher für sein Amt nicht taugt. Der Kaiser, seine Minister und die Großen des Reiches schauen mit Entsetzen in den leeren Webestuhl: sollten sie für ihre Aemter nicht passen?! Bei der großen Prozession aber, zu der die reichbezahlten Schelme dem Kaiser das wunderbare Kleid angelegt zu haben behaupten, da ruft ein Kind aus der gaffenden Menge: „Aber der Kaiser hat ja nur seine Unterkleider an" — und allen geht ein Licht auf.

Und wer sollte an der Verwandtschaft des Sprichwortes mit dem Volksliede, ja mit der Poesie überhaupt, zweifeln; sind doch manche Sprüche an sich schon hochpoetisch gefaßt, und sind nicht viele Dichterwerke geradezu Paraphrasen von Sprichwörtern? Zeit bringt Rosen, sagt ein altes Sprichwort, doch das Gleiche erzählt auch das Volkslied:

Es freit' ein junger Markgrafensohn
Wohl um des Königs Tochter.

Er freite länger denn sieben Jahr,
Er konnt' sie nicht erfreien ...

Jungfrau von Flandern gibt ein' um den andern kommt fast wörtlich vor im Volksliede:

Schöne Augen, schöne Strahlen,
Schöner rother Wangen Prahlen,
Schöne rothe Lippen,
Schöne Marmorklippen
Liebt mein Gesicht ....

Ein anderes beginnt mit den Versen:

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, von der Niemand nicht weiß ....

Und kann man das bekannte: Ander Städtchen, ander Mädchen lieblicher paraphrasiren als durch:

Nein, hier gibt es keine Noth:
Schwarze Mädchen, weißes Brot!
Morgen in ein ander Städtchen:
Schwarzes Brot und weiße Mädchen! —

oder das französische: Die Liebe macht die Zeit verstreichen, die Zeit, die läßt die Liebe weichen, mit:

Jänner, Februar, März —
Du bist mein süßes Herz;
Juni, Juli, August —
Mir ist nichts mehr bewußt.

Der Spottlieder auf einzelne Persönlichkeiten, Stände, Oertlichkeiten und Volksstämme wollen wir hier umsoweniger gedenken, als auch die denselben verwandten sogenannten Spottreime nur zu einem geringen Theile den eigentlichen Sprichwörtern beigezählt werden können. Daß aber auch die Kunstpoesie älterer wie neuerer Zeit sich des Sprichwortes häufig bedient und mannigfach dasselbe gepflegt hat, ist eine bekannte Thatsache — wir erinnern nur an die griechischen Gnomiker, einen Solon, Theognis, Simonides ..., an den lateinischen Komödiendichter Plautus, den Didaktiker Lucretius, an unsern Gellert, Herder, Goethe, Schiller, Rückert, Schefer ... Da wir übrigens im zweiten Theile unserer Betrachtung auf diesen Punkt zurückkommen, so beschränken wir uns hier auf wenige Beispiele. Goethe's „Lied des Harfners":

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte! ...

heißt ins sprichwörtliche übertragen: Was dem Weinstock das Schneiden, ist dem

Menschen das Leiden, oder: Noth lehrt beten. Schiller's „Ring des Polykrates" ist nur eine poetische Bearbeitung des Solon'schen Ausspruches, vor dem Tode sei Niemand glücklich zu preisen, oder der deutschen Sprichwörter: Den Tag soll man nicht vor dem Abend loben, oder: Wem's Glück die Hand bietet, dem schlägt's gern ein Bein unter.

Nachdem wir nun das große Gebiet der Spruchdichtung, im weitesten Sinne, flüchtig skizzirt, kehren wir zum eigentlichen Sprichworte zurück, um dieses selbst, seinem inneren Wesen wie seiner äußeren Gestalt nach, etwas näher zu betrachten.

Fragen wir vorerst nach dem inneren Gehalte, so läßt sich auf das Sprichwort trefflich das Wort des römischen Dichters Terenz anwenden: Nichts menschliches ist ihm fremd. Es nimmt an allem theil, was immer den Menschen betrifft: sei es sein Verhältniß zu Gott oder der ihn umgebenden Natur, zu Staat und Vaterland, zu seinen Nebenmenschen im allgemeinen, zu seinen Freunden und Verwandten insbesondere; oder sei es ihn selbst, sein Streben und Irren, seine Tugenden und Laster, seine Hoffnungen und Befürchtungen, sein Glück oder Unglück. Dabei sieht es immer und überall nach dem Guten und Wahren, recht und schlecht; denn vor ihm ist, wie vor dem echten Gesetz, alles gleich: jeder Glaube und jeder Stand, jedes Alter und Geschlecht, jede Weisheit wie jede Narrheit; „das Schöne und Gute schmückt es gern mit zierlichem Bild und Gleichniß, während es der Thorheit wie dem Laster allen erdenklichen Schimpf anhängt." — Wenn es nun dem Sprichworte bei dieser Vielseitigkeit zuweilen an Gründlichkeit fehlt, wenn es manchmal nur nach dem Scheine urtheilt oder wohl gar, wie bei den sogenannten Wetterregeln, zu ganz unbegründeten Schlüssen sich hinreißen läßt, so darf man sich darüber nicht wundern; klagt es doch selber: Rathen ist wie Scheibenschießen. Wenn es demselben, bei seinem ausgedehnten Treiben, hie und da an Tiefe gebricht, wenn es, unbekümmert um einzelne Ausnahmen, summarisch verfährt und dabei nicht selten Unschuldige mit den Schuldigen brandmarkt — wie ihm jeder Mönch ein Gräuel, jeder Müller ein Dieb ist: so muß man ihm dies nicht so übelnehmen; ist es doch gemeiner Weltlauf: Mitgefangen, mitgehangen. Im Ganzen ist das Sprichwort doch frei von Vorurtheilen; es weiß ja selber: Vorurtheil verdirbt's Endurtheil.

All das Gesagte könnte nun leicht aus dem reichen Schatze der Spruchdichtung mit den trefflichsten Beispielen belegt werden; doch um nicht etwa Eulen nach Athen oder Töpfe nach Samos, Datteln nach Hadschar oder Pfeffer nach Indien, Kohlen nach Newcastle oder Ablaß nach Rom zu tragen, bescheiden wir uns auch diesmal umsomehr, als wir noch das Meritorische in der Sache zu erwägen haben.

Es scheint uns nämlich nothwendig, die eben erwähnten und nur zum Theile zugegebenen Mängel etwas genauer zu präcisiren, einige andere Anwürfe aber zurückzuweisen oder wenigstens auf das rechte Maß zurückzuführen. Der Mangel an Gründlichkeit wird theilweise durch den Bilderreichthum und die vielen Variationen eines und desselben Gedankens aufgewogen. So klingt: Sünden kehren lachend ein und weinend aus, einseitig pfäffisch; wenn man aber dazuhält ein anderes deutsches Sprichwort: Krankheit kommt zu Pferde und geht zu Fuß weg, oder das italienische: Das Uebel kommt pfundweise, geht aber unzenweis fort, oder das lateinische: Die Heilmittel wirken langsamer als die Uebel — dann wird man vielleicht auch die Richtigkeit des ersten zugeben. Was soll Gut ohne Muth sieht fast einer schalen Reimerei gleich; erscheint aber gewiß nicht mehr als solche neben Gut verloren, wenig verloren; Muth verloren, viel verloren; Ehre verloren, alles verloren. So ergänzen sich: Je mehr Gesetz, desto mehr Uebertretung und die Klatsche auf die ganze Universität: Neuer Arzt, neuer Kirchhof; neuer Theolog, neue Hölle; neuer Jurist, neuer Galgen; neuer Philosoph, neue Kappe. Gewiß verdient nicht den Vorwurf der Oberflächlichkeit, wer so den Weltlauf zeichnet wie das Sprichwort, wenn es sagt: Heiße Bitte, kalter Dank — oder wenn es Fürstengunst mit dem veränderlichen Aprilenwetter, Frauenlieb mit den schnell hinwelkenden Rosenblättern vergleicht. Eine Jeanne

d'Arc, ein Giordano Bruno und tausend andere mußten es erfahren, daß das etwa paradox klingende: Es ist keiner so fromm, daß er Hängens sicher sei, nichts weniger als paradox ist.

Manche Sprichwörter sehen wohl darnach aus, als ob sie nur einen momentanen Eindruck, eine äußerliche Wahrnehmung wiedergeben wollten, allein ihre Kehrseite belehrt uns eines andern. Ein Mensch ist des andern Gott, sagt ein altes Sprichwort; ein anderes behauptet, er wäre sein Teufel. Ist durch diese beiden Extreme nicht zur Genüge markirt, was alles ein Mensch dem andern sein könne? — Das eine Sprichwort versichert: Kleider machen Leute — Rabener hat es uns auch haarscharf bewiesen, Lessing hat es sogar an sich selbst erfahren —; dagegen erklärt ein anderes: Das Kleid macht nicht den Mann. Beides aber ist richtig: jenes, wenn man erwägt, welchen Werth die meisten Menschen auf eine gleißende Außenseite legen; dieses, wenn man bedenkt, daß die Kutte ebensowenig den Mönch, als der Waffenrock den Soldaten macht. — Warum tröstet das eine Sprichwort: Hoffnung läßt nicht zu schanden werden, während das andere spottet: Wer von Hoffnung lebt, stirbt an Fasten? Weil der Fleißige und Rechtschaffene seine Hoffnungen auf guten Grund baut; derjenige aber, der sich aufs Glück oder auf Versprechungen verläßt, Luftschlösser für wirkliche Paläste, falsche Diamanten für echte hält. — Und nicht das Sprichwort ist schuld, wenn sich's beim Stöffel nicht bewährt hat: Die Fremde bildet Leute; sagt doch ein anderes deutlich genug: Flög' eine Gans übers Meer, käm' eine Gans wieder her.

Wahr ist es ferner, daß einige Sprichwörter, namentlich die Wetterregeln, dem Aberglauben manchen Vorschub leisten; doch wird von vielen das mit Unrecht behauptet. So möchten wir das Sprichwort: Wenn der Has' läuft über den Weg, ist das Unglück schon auf dem Steg nicht, wie Demokritos im XII. Bande, 7. Kap., für einen aus einem schlechten Witz entstandenen Aberglauben halten, sondern lassen, wohl mit mehr Grund, die Erklärung Simrock's (Deutsche Mythologie, S. 510) gelten, nach welcher unsere heidnischen Vorfahren „alle kampflichen Thiere, wie Wolf und Bär, für einen guten Angang, die Begegnung mit Hasen, alten Weibern und Priestern aber, weil sie unkriegerisch sind, für eine üble Vorbedeutung" hielten. Das war damals, als jenes Sprichwort entstand, guter Glaube — wenn nicht aller Glaube überhaupt bloßer Aberglaube ist. — Ebenso unhaltbar ist auch Weber's Erklärung der weißen Frau, als würde das Erscheinen derselben die baldige Verwittwung der Herrin bedeuten, da „im Mittelalter die Trauerfarbe einer Fürstin die weiße Farbe" war. Dagegen sprechen die Mittheilungen von A. Kaufmann und Birlinger in Pfeiffer's Germania XI, 411 ff. und XVII, 78, wonach in Aufzeichnungen des sechzehnten Jahrhunderts von niederrheinischen, unter schönen Bäumen und krausen Büschen wohnenden Geistern die Rede ist, für welche die Namen „selige Frauwen, holden, wyße Frauwen" als Synonyma gebraucht werden. — Auch können wir: Nichts ist gut für die Augen nicht für einen bloßen Wort- oder Afterwitz gelten lassen. Eines der wichtigsten Heilmittel bei gewissen Augenkrankheiten war und ist nämlich das schwefelsaure Zinkoxyd ($ZnO + SO_3$), das von einigen Chemikern auch das weiße Nichts genannt wurde.

Wohl sind es kaum mehr als bloße Reimereien: Ein Böhm', ein Ketzer; ein Schwab', ein Schwätzer; ein Meißner, ein Gleisner, und nur vereinzelt und in besonderm Falle vielleicht richtig. Aber es ist sicher keine bloße Reimerei das schon den alten Griechen geläufige: Besser beneidet als bemitleidet. Kaum mehr als ein bloßes Wortspiel ist es, wenn man sagt: Ehrenpreis ist besser als Tausendguldenkraut; aber ein sehr ernstes Wahrwort ist: Wo Gewalt Recht hat, da hat Recht keine Gewalt. — Außerdem muß bemerkt werden, daß manche Sprichwörter nur einen beschränkten Gebrauch zulassen, nur bei richtiger Anwendung volle Giltigkeit haben. Denn es ist, wie schon bei der Unterscheidung von Sprüchen und Sprichwörtern gesagt wurde, eine Eigenthümlichkeit der letzteren, daß sie sich nur bei rechter Gelegenheit geltend machen. So gibt es Ausnahmsfälle, wo das Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm keine rechte Anwendung findet, weil man das Gegentheil von

dem, was das Sprichwort sagt, constatiren muß. Einmal ist keinmal hat, auf eine gute Handlung bezogen, die gleiche Richtigkeit wie: Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Wer aber eine Schlechtigkeit, die er begangen, damit entschuldigen möchte, an dem wird, wie der treffliche Commentar Hebel sagt, sich zuerst erwahren: Wer A gesagt hat, sagt auch gern B, schließlich aber: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Ebenso falsch und verwerflich mag das Sprichwort: Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden, erscheinen, wenn fahrlässige und träge Menschen, die schon müde sind, ehe sie recht anfangen, sich damit rechtfertigen wollen. Wenn aber ein rechtschaffener Arbeiter, dem es trotz allen Fleißes nicht recht gelingen will, sich dieses Sprichwortes zu seinem Troste bedient, dann ist dasselbe ebenso wahr wie: Von einem Streiche fällt keine Eiche.

Was die Gedankentiefe betrifft, muß allerdings zugegeben werden, daß von der ganzen Sippe wohl die sogenannten Sprüche die gehaltvollsten sind, und namentlich die Orientalen — es hängt dies sowohl mit der Natur des „aus philosophischer Betrachtung entstandenen" Spruches als mit dem beschaulichen Wesen des Morgenländers zusammen —: allein auch dem mehr konkreten Sprichworte des thatenlustigen Abendländers fehlt es nicht an inhaltschweren Wendungen. Wir haben schon einige solche angeführt, es dürfte also ein kleiner Nachtrag hier genügen. Wie tiefsinnig werden z. B. Ordnung und Lauf der Welt, Leben und Schicksal der Menschen gezeichnet in: Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und: Eine Elster heckt keine Taube — Reicher Leute Kinder und armer Leute Rinder werden bald reif, aber: Kein Dorf ist so klein, es hat jährlich seine Kirchweih — Das reichste Kleid ist oft gefüttert mit Herzeleid, denn: Glück und Unglück tragen einander huckepack — Setzt man's Licht zu hoch, so löscht es der Wind; setzt man's zu niedrig, so löscht es das Kind, darum: Wenn das Auge sieht, was es nie gesehen, denkt das Herz, was es nie gedacht hat.

Daß es dem Sprichworte in seinen Urtheilen auch nicht an Schärfe fehlt, wird Jedem klar, der da hört: Besser mit dem Fuße gestrauchelt als mit der Zunge, oder: Das Einnehmen macht nicht reich, aber das Ausgeben. — Daß es auch nicht so tief in Vorurtheilen befangen ist, als man aus seiner Abneigung gegen gewisse Stände schließen könnte, davon zeugen etwa: Besser zweimal fragen als einmal irregeh'n, oder: Hundert Jahre Unrecht, war nie eine Stunde Recht. —

Nachdem wir uns nun über das Was? flüchtig orientirt, erübriget noch, über das Wie? einige Worte zu sagen. Auf die Frage: Welches ist die Art und Weise des Sprichwortes? antwortet dieses selbst: Kurz und gut. Es weiß mit wenig Worten viel zu sagen, und sucht dies stets in der angenehmsten Weise zu thun. Der allzu knappen Form wegen ist es freilich manchmal etwas schwerverständlich, zuweilen ist es doppelsinnig oder gar paradox; allein ersteres ist hauptsächlich nur bei den sprichwörtlichen Ausdrücken und Redensarten der Fall, die doppelsinnigen Sprichwörter aber schneiden meist, wie ein gutes Schwert, auf beiden Seiten, die paradox klingenden fordern nur zu tieferem Nachdenken auf. Das Dunkel verliert sich, sobald man an ihre Quelle gelangt. Den sprichwörtlichen Ausdruck: Eine böse Sieben bringt Weigand mit den sieben Todsünden des römisch-katholischen Katechismus in Verbindung; glaublicher jedoch scheint Körte's Notiz, nach welcher die Nürnberger von einem bösen Weibe zu sagen pflegen: „Sie gehört in die siebente Bitte", oder auch: „Sie ist eine aus der siebenten Bitte" — also: Erlöse uns von allem Uebel! — Ueber die Bedeutung der sprichwörtlichen Redensart: Er weiß, wo Barthel den Most holt, kann jedoch Körte keine Auskunft geben. Wir lesen aber darüber in Pat. Reginbald Möhner's Tagebuch unterm 24. August 1635 Folgendes: „Gienge ich mit etlichen Bekannten nacher Hernals, den neuen Most alda zu versuechen. Wie dan die Würt in selbigem Dorff, welches ein Viertelstundt außer der Statt ist, bei Verlierung ihrer Frei und Gerechtigkeit auff dises S. Bartholomai-Fest müessen versehen sein, welchen sie gemeinigklich aus Ungarn bringen, daher das

Sprichwort kommen: Wer weiß, wa Barthel Most hollet." — Was soll das Sprichwort: Könige haben lange Hände? Von den alten Griechen wurde der Beiname „Langhand", den einzelne persische Könige (Artaxerxes, Darius) führten, ausdrücklich auf die ungewöhnliche Länge einer oder beider Hände bezogen. Allein der gleiche Beiname wurde, nach Stephens, als ehrendes Epitheton auch den Helden der alten Gälen zugelegt, um ihre weithin reichende Macht damit anzudeuten. Und ein Epigramm Goethe's beginnt mit den Worten:

Königen, sagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Eines längeren Arms weithinaus fassende Kraft. —

Wie doppelsinnige Sprichwörter nach jeder Richtung hin ihre Kraft bewähren, dafür möge als Beispiel genügen: Dünn geschlagen ist bald geschliffen, das, auf ein schneidendes Werkzeug wie auf Kindererziehung angewendet, seine Richtigkeit behält. — Paradox klingt wohl: Wer im Alter will jung sein, der muß in der Jugend alt sein, besonders wenn man dabei an Schiller's Stoßseufzer: „Ach, und die Jugend ist alt!", sich erinnert. Allein während Schiller nur über den Mangel an Kunstsinn der damaligen jüngeren Generation klagt, verlangt unser Sprichwort von Demjenigen, welcher fürs Alter sich der Jugend Frische bewahren will, daß er die Jugend mit des Alters Klugheit genieße. — Die Kürze des Ausdruckes schadet demnach selten der Deutlichkeit des Sprichwortes; man muß es nur reiflich erwägen und zu rechter Zeit und Statt anwenden. Freilich ist das nicht eben leicht; „man muß," wie Herder sagt, „Verstand haben, den Geist desselben zu fassen, und Gefühl, um der Schönheit seines Inhaltes und Ausdruckes inne zu werden."

Und was zeugt davon, daß daß Sprichwort nicht nur „kurz", sondern auch „gut" ist; worin liegt seine Vorzüglichkeit? Darin, daß es ebenso Geist wie Gemüth hat. Es ist zwar zuweilen etwas vorlaut, es meint: Wenn die Herren vom Rathhause kommen, sind sie am klügsten; dann aber: Der Herren Sünde, der Bauern Buße; denn: Was nicht nimmt Christus, das nimmt Fiscus. Wie mild und human es aber andererseits auch zu sein versteht, das beweist es in hundert andern Fällen. Es läßt sich z. B. nicht genügen am: Irren ist menschlich; es entschuldiget noch einzeln: Jugend hat keine Tugend, und: Alter schützt vor Thorheit nicht; ja, wenn es recht gut gelaunt ist, behauptet es gelegentlich: Es verspricht sich sogar die Kanzel auf dem Pastor. — Ist das Sprichwort auch zu Zeiten etwas derb und spitzig und äußert es sich: Das Kleine wird gestohlen, das Große wird erobert, oder in Besitz genommen, so ist es doch meist gerecht, ja gerechter oft als unsere gerechtesten Gesetze; denn es anerkennt bei Verbrechen keinen Zustand der Unzurechnungsfähigkeit, und Schurkerei darf sich von ihm keines andern als des verdienten Lohnes versehen. Ohne Gnade heißt es da: Trunken gestohlen, nüchtern gehenkt; und wie ein Fluch klingt sein: Vom Verräther frißt kein Rabe. Es trachtet überhaupt, gerecht zu sein gegen Jedermann: Alte soll man ehren, Junge soll man lehren, Weise soll man fragen, Narren vertragen. — Dabei ist es trotz seines Alters kein grämlicher Schulmeister; es weiß zur rechten Zeit auch zu scherzen. Schalkhaft neckisch weist es den Selbstvergötterer zurecht mit: Eichenlaub stinkt, und tröstet den Deutschen: Gott verläßt keinen Deutschen; hungert's ihn nicht, so dürstet's ihn doch. Denn das Sprichwort will nicht nur belehren, sondern auch unterhalten: es ist ja des Armen ganze Bibliothek.

„Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte!"

ruft Thibaut d'Arc. — Sehen wir nach einer Antwort darauf.

* * *

„Wann werdet ihr, Poeten, des Dichtens einmal müd?" so läßt unser vaterländischer Dichter, A. Grün, einen Blasirten fragen, und beantwortet dies dahin, daß die Poesie nur ein Reflex der uns umgebenden Natur, eine Emanation des in uns waltenden

Gottes ist; daher „singend einst und jubelnd durchs alte Erdenhaus zieht als der letzte Dichter der letzte Mensch hinaus". In diesem Sinne, schließen wir folgerichtig, muß also der älteste Dichter der erste Mensch selber gewesen sein. Dieser Ansicht ist auch Hamann, der Magus im Norden, indem er sagt: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei — als Schrift, Gesang — als Declamation, Gleichnisse — als Schlüsse, Tausch — als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie, und thaten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen."

Doch, obschon nicht mit Unrecht behauptet wird, daß jeder Mensch mindestens einmal im Leben — zur „schönen Zeit der jungen Liebe" — zum Dichter werde, bewähren die meisten sich als solche ebenso wenig, als jene „ewig grünen bleibt". Nur den Sinn für Poesie, die Freude am Gesange, das Verständniß für die Worte der Dichter erhält sich die Mehrzahl der Menschen; ja wir bewahren gern im Gedächtniß die Lieder, die uns das Herz gerührt, behalten treu die Sprüche, die unser Denken angeregt. Wie groß der Schatz werden kann, den auf solche Weise sich ein Volk zu sammeln vermag, das bezeugen die mitunter sehr umfangreichen Sammlungen an Volksliedern einerseits, die von Büchmann veranstaltete Sammlung der sogenannten „geflügelten Worte" und die zahlreichen Sprichwörtersammlungen anderseits. Wir übergehen die ersteren, wollen aber die beiden letzteren etwas näher ins Auge fassen.

Obgleich sich schon in Schriften des 11. Jahrhunderts, namentlich aber in den Spruchgedichten des 12., 13. und 14. Jahrhunderts, wie in Freidank's „Bescheidenheit", Hugo von Trimberg's „Renner", Boner's „Edelstein" zahlreiche Sprichwörter verzeichnet finden, so gebührt doch Joh. Agricola und Seb. Frank das Verdienst, das Sammeln von Sprichwörtern bei den Deutschen erst recht in Aufnahme gebracht zu haben. Seit dem 16. Jahrhunderte nun ist die deutsche Literatur auch in dieser Richtung vielfach ausgebildet worden; wir nennen hier nur die Sprichwörter-Sammlungen von Euch. Eyring, Fried. Petri, J. W. Zinkgref, Christ. Lehmann, Wilh. Körte, J. Eiselein, Karl Simrock und von Wander. Außer den Genannten haben Schulze „biblische", Hildebrand „Rechts-Sprichwörter", Eichwald, Stöber, Kurtze „mundartliche" Sprichwörter herausgegeben; Becker suchte die „nationale Bedeutung" derselben klarzulegen; von Prantl haben wir eine Abhandlung über „die Philosophie in den Sprüchwörtern". Wie reich mitunter diese Sammlungen sind, möge daraus entnommen werden, daß z. B. Wander's Werk auf mehr denn 80,000 berechnet ist. Wie zahlreich die Sammlungen selbst sind, erfahren wir von Nopitsch, der in seiner „Literatur der Sprichwörter" (Nürnberg 1833) ungefähr zweitausend solcher Sammlungen aufzählt.

Büchmann's Sammlung „Geflügelter Worte", deren anderer Titel „Citatenschatz des deutschen Volkes" heißt, enthält nur etwa anderthalbtausend Stellen aus der Bibel, aus griechischen, lateinischen, italienischen, französischen, englischen und deutschen Schriftstellern, die mehr oder minder in der Rede angeführt werden. Ob Büchmann diese Collection nicht noch um gar viele Citate hätte vermehren können, mag hier dahingestellt bleiben; auf einen Punkt in diesem Werke aber müssen wir etwas tiefer eingehen! Büchmann macht nämlich bei vielen Stellen die Bemerkung, daß dieselben nicht in der ursprünglichen Fassung citirt, sondern verschiedenartig umgewandelt, meist verkürzt, wiedergegeben zu werden pflegen. Man sage beispielsweise: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit" (statt „Arbeit") „gethan" —, man lasse außerdem ganze Zeilen, die im Original dazwischen liegen, weg und verbinde:

„Wo man" singt, da „laß dich ruhig nieder;" — —
Böse Menschen „haben keine Lieder".

Man verwechsle, klagt Büchmann weiter, nicht selten den Urheber eines geflügelten Wortes mit einem andern Schriftsteller. So werde der berüchtigte Ausspruch: „Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen," gewöhnlich Talleyrand zugeschrieben, während sich derselbe Gedanke schon bei verschiedenen älteren Schriftstellern ausgesprochen finde, ja bis auf Plutarch zurückgeführt werden könne.

Daß man den Ort vergißt, dem ein Citat entnommen, kommt zwar täglich vor, soll aber hier, als nebensächlich, nicht weiter erörtert werden. Allein Büchmann führt unter den geflügelten Worten auch solche an, von denen er die Verfasser nicht anzugeben vermag; er fragt z. B.: Wo steht „für unsere Kinder ist das Beste gut genug?" Hier ist also nicht das Wort, wohl aber der Name des Autors in Vergessenheit gerathen. — Was heißt dies alles? Man ändert und kürzt das geflügelte Wort eines Dichters, eines Diplomaten, eines Generals u. s. w. und macht sich dasselbe nicht nur mundgerecht sondern gibt ihm noch durch die kürzere Fassung eine breitere Unterlage; man vergißt schließlich noch die Gelegenheit, bei welcher jenes Wort gesprochen, und endlich auch den Namen desjenigen, von dem es gesprochen worden — das heißt: das geflügelte Wort wird nach und nach ein Sprichwort.

Daß Dem so ist, dürfte wohl kaum einem Zweifel unterliegen. Wie hätte auch sonst Quitard in seinem „Dictionnaire des proverbes" (Paris 1812) behaupten können, die Spruchform wäre es gewesen, unter welcher die Priester die Orakel sprechen ließen, die Gesetzgeber ihre Gesetze gaben, die Weisen und Gelehrten ihre Erfahrungen und ihre Lehrsätze zusammenfaßten. Und wie hätte, in weiterer Ausbildung dieses Gedankens, Denis in seinem „Essai sur la philosophie de Sancho" erklären können, wenn schon die Sprüche von den Philosophen herrühren, so sei es doch das Volk, welches sich dieselben mundgerecht umbilde. Der sicherste Beleg hiefür ist aber der Umstand, daß wir unzählige Sprichwörter bis zu ihrer Quelle verfolgen, auf ihre Urheber zurückführen können, ja daß wir viele Aussprüche als geflügelte Worte in Büchmann's Werk und zugleich als Sprichwörter bei Simrock, Körte u. a. verzeichnet finden. Als Beispiel hiefür erwähnen wir nur einiges. Viel Kinder, viel Segen hält Büchmann für eine Umgestaltung von Psalm 127,3. Körte erklärt es dahin: Viel Kinder, viel Vaterunser; viel Vaterunser, viel Segen — wonach also das Gebet als mittlere geometrische Proportionale erscheint. — Jeder weiß es am besten, wo ihn der Schuh drückt, ist nur eine Umbildung der Worte des Paulus Aemilius Macedonicus, der, als er nach vieljähriger glücklicher Ehe seine schöne Frau verstieß, den ihn deshalb tadelnden Freunden seinen Schuh zeigte und sagte: Auch dieser ist schön anzusehen; aber „Niemand weiß es, wo der Schuh mich drückt". — Kein Mensch muß müssen, ein unverfälschtes Wort Lessing's, das sowohl unter den geflügelten Worten, wie unter den Sprichwörtern erscheint. — Eifersucht, Leid mit Eifer sucht, hat Körte unter den Sprichwörtern; für das witzige: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft," weiß Büchmann keinen Autor anzugeben, er sagt nur, daß dieser Ausspruch in Berlin auf Schleiermacher, in Wien auf Castelli und Saphir zurückgeführt wird — wir möchten hinzufügen: von Otto Prechtler auf Grillparzer.*)

In dieser Weise ließen sich Tausende von Sprichwörtern auf ihren Urquell zurückführen, auf Aussprüche namhafter Persönlichkeiten neuerer und älterer Zeit. Doch das ist nur die eine Quelle der Sprichwörter, die andere noch viel ergiebigere, ein schäumender Wildbach, hat zum Ursprunge das Volk selbst; denn

„— was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Während wir also die Geschichte eines Theiles der Sprichwörter zurückverfolgen können, die langen Reihen von Dichtern und Denkern hindurch, bis zu den altitalischen Sibyllen, zu den griechischen Orakeln, auf die israelitischen Propheten zurück, vermögen wir bei dem größern Theile derselben oft kaum mit einiger Wahrscheinlichkeit anzugeben, bei welchem Volke sich ein oder das andere Sprichwort zuerst finde.

Wir haben im ersten Theile dieser Abhandlung auf den Zusammenhang des Sprichwortes mit verschiedenen Dichtungsarten hingewiesen und klarzulegen gesucht,

*) Wenigstens findet sich bei Grillparzer das Epigramm:
Weil dein Betragen mich verdroß,
Räthst du auf Eifersucht? — Ei schwerlich.
's ist weder, Kind, mein Eifer groß,
Noch meine Sucht gefährlich. (Anm. d. Red.)

wie erstere zu mancher poetischen Production Veranlassung gegeben haben dürften; jetzt möchten wir die dort ausgesprochene Ansicht damit ergänzen, daß wir sagen, bei vielen Sprichwörtern sei das Gegentheil der Fall, sie seien nur gleichsam das Resumé einer Sage, einer Fabel, eines Liedes u. s. w. So haben wir das Sprichwort: Zwischen zwölf und Mittag vieles noch geschehen mag; die alten Griechen sagten: „Viel wohl begibt sich zwischen dem Rande der Lipp' und des Bechers" oder auch: „Es begibt sich wohl viel zwischen Löffel und Mund." Der Grundgedanke hiezu aber findet sich in der alten Sage von Ankors, einem der Argonauten, die uns Aulus Gellius in seinen „Attischen Nächten" erzählt. Mit der Fabel findet Gervinus das Sprichwort so verwandt, „daß man sie nur eine poetische Verkörperung desselben nennen möchte, und bekanntlich sind die Epimythien der einfachsten Fabeln von jeher nichts als einfache Sprichwörter gewesen." Daß manche derselben in Liedern ihren Ursprung haben, dafür mag als Beispiel dienen das Sprichwort: Reiten und Rauben ist keine Schande, es thun's die Edelsten im Lande, zu welchem Körte die Anmerkung macht: „Der Reim ist aus einem Tafelliede der alten Raubritter zu den Sprichwörtern übergegangen um den heillosen Räubern von Adel einen ewigen Schimpf zuzurichten."

Kann aber auch bei vielen Sprichwörtern die Provenienz nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; so läßt sich dieselbe doch in vielen Fällen, wenigstens im allgemeinen, ahnen — der Stil verräth auch hier den Autor oder doch die Gesellschaftsphäre, in der ein Spruch entstanden. — Was das Verhältniß des Menschen zu Gott, die Fortexistenz der Seele nach dem Tode des Leibes und dergleichen bespricht, rührt zweifellos zumeist von Priestern her. Geistvolle Auffassung des Lebens, Gewähltheit des Ausdrucks, Zartheit des Gefühls läßt auf eine höhere Bildung des Urhebers schließen. Das Volk ist in seinen Anschauungen beschränkt, in seinen Aussprüchen derb, und gibt seine Winke gern mit dem Zaunpfahl. Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten, sagt der Geistliche: Wenn die Noth anklopft, macht die Liebe die Thür auf, sagt der Gebildete; der Bauer aber warnt: Noth bricht Eisen, aber nicht den Strang. Müssen die meisten Wetterregeln dem Landmann zugeschrieben werden, so weisen dagegen Trinksprüche auf den flotten Bruder Studio hin — denn der Philister trinkt still fort —, so wie alle Sprüche, in denen sich ein leichtlebiger Humor geltend macht — denn: Ein X. und ein Z., die Studenten sind nett; und ein Z. und ein X., aber taugen thun's nix —. Namentlich kann dies von jenen Sprichwörtern behauptet werden, in denen lateinische Brocken vorkommen, z. B. Wer lobt in praesentia, und schimpft in absentia, den hol' die pestilentia. Wer aber sollte nicht den unerschrockenen Krieger erkennen im Sprechen des: Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende — Major Schill.

Ebenso läßt sich aus mancherlei Anzeichen, namentlich in weitwendigen Sprüchen, oft mit ziemlicher Genauigkeit auf die Zeit schließen, in der ein solcher entstanden. Hätt' ich Venediger Macht und Augsburger Pracht, Nürnberger Witz und Straßburger G'schütz und Ulmer Geld, wär ich Herr der ganzen Welt — stammt jedenfalls aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhundertes und zwar höchst wahrscheinlich aus Süddeutschland. Das Straßburger Geschütz läßt nicht leicht auf eine frühere, der Venediger Macht ebenso nicht auf eine spätere Zeit schließen; und warum schweigt der Spruch gänzlich von den damals blühenden Hansastädten Norddeutschlands?

Muß denn aber nicht dadurch, daß immer neue geflügelte Worte zu den Sprichwörtern übergehen, der Strom dieser endlich bis zum Uebermaß anschwellen? Nein, von dieser Seite ist keine Ueberschwemmung zu befürchten. Wir haben früher schon ein Wort des Terenz auf das Sprichwort angewendet und gesagt, daß demselben nichts fremd sei, was immer den Menschen betrifft; wie viel kann da ein allfälliger Zuwachs noch betragen, wie gering muß da die Nachlese sein! Und müssen nicht auch, bei geänderten Verhältnissen, manche Sprichwörter außer Umlauf kommen und endlich ganz vergessen werden? Aug' um Auge, Zahn um Zahn, entspricht nicht mehr unsern heutigen Anschauungen von Recht; was wunder wenn dasselbe mit so vielen andern

Sprüchen aus dem Sachsen- oder Schwabenspiegel nach und nach außer Cours geräth. Und wer sollte sich die Mühe nehmen, ein Sprichwort wie: Freunde in der Noth geh'n zehn auf ein Loth; und so sie sollen behülflich sein, gehen zehne auf ein Quentelein — ins Dezimalgewicht zu übertragen? — —

Fassen wir nun das Ganze zusammen, so glauben wir dies am kürzesten und daher am besten zu thun, indem wir sagen: Das Sprichwort ist, seinem Wesen nach, nichts weniger als trivial und verdient vollkommen jene Beachtung, welche ihm von bedeutenden Männern schon oft zu Theil geworden; es ist eigentlich nur ein geflügeltes Wort von mehr oder weniger dunkler Herkunft.

Der Makart der Novelle.

Von F. Groß.

Wohl ist der Orient durch die schonungslosen Hände moderner Realisten eines Theiles jener geheimnißvollen Zauberglorie entkleidet geworden, mit der er Jahre lang in literarischer und poetischer Production geglänzt. Aber noch immer reizt er uns und lockt uns an, noch immer lassen wir uns gerne vom Erzähler wie vom Dichter hinüberführen auf den Boden, wo die Dattelpalme ihre früchteschweren Aeste niederbeugt, wo die Banane reift, wo heilige Märchen durch die Sykomoren rauschen ... Seitdem ich vor Jahren in dem großen Buche gelesen, in dem in wunderlichen Schriftzügen die ältesten Geschichten der Menschheit geschrieben stehen: in der leibhaftigen Nillandschaft, in dem vielgestaltigen Leben und Treiben des alten Mizraim, des neuen Egypten, seitdem ich auf jenem Boden gewandelt, wo auf den Trümmern einer großen Vergangenheit der Khedive — Zuckerfabriken anlegt, seit damals greife ich hastig, als brächte es mir Kunde von einem fernen Freunde, nach jedem Buche, das seinen Stoff aus dem Orient geholt ... Aber wenig oder nichts hat mich befriedigt. Man bekommt da archäologische Auseinandersetzungen ohne Fleisch und Blut zu lesen oder leichtsinniges Geplauder ohne Kenntniß des Landes und der Menschen oder pur et simple mangelhafte, langweilige Stümperei, jeder Beachtung unwerth. Es geht in der Belletristik mit dem Orient wie mit den Figuren berühmter Leute. Die einen Autoren lassen ihre matt erfundenen Historien in Egypten oder Palästina spielen, um ihnen wenigstens irgend einen Reiz zu geben; die anderen machen irgend eine Celebrität der Politik oder Literatur, der Armee oder Kunst zum Helden ihrer Erzeugnisse — und so müssen Szenerie bei den Einen, wohlklingende Namen bei den Anderen eine krasse Armuth der Productionskraft verdecken. Man weiß — um ein markantes Beispiel zu geben — wie leicht viele Dramatiker es sich seit jeher gemacht haben, Stücke zu schreiben, in denen Friedrich der Große, Josef der Zweite vorkommt. Der Theaterzettel, auf welchem der gefeierte Name zu lesen steht, ist da in der Regel das Interessanteste ... Schopenhauer, der immer das Richtige trifft, äußert sich einmal: „Das Unternehmen, durch den Stoff zu wirken, wird absolut verwerflich in Fächern, wo das Verdienst ausdrücklich in der Form liegen soll, — also in der poetischen. Dennoch sieht man häufig schlechte dramatische Schriftsteller bestrebt, mittelst des Stoffes das Theater zu füllen: so z. B. bringen sie jeden irgend berühmten Mann, so nackt an dramatischen Vorgängen sein Leben auch gewesen sein mag, auf die Bühne, ja bisweilen, ohne auch nur abzuwarten, daß die mit ihm auftretenden Personen gestorben seien ..."

Was für den Dramatiker die berühmte Person, ist für den Novellisten und Romancier die berühmte Szenerie. Aber die Kritik besitzt ihr Scheidewasser, mit welchem sie alles Geschmeide auf seinen Goldgehalt prüft; sie macht eine entscheidende Probe, wenn sie aus dem Drama einen Namen, aus Novelle oder Roman eine Gegend streicht, und dann aufmerksam zusieht, ob da und dort noch irgend etwas übrig bleibt, was das Interesse des Hörers oder Lesers zu fesseln im Stande ist. Bei solcher Probe

pflegten die meisten orientalischen Romane und Novellen, die ich bisher kennen gelernt, mich anzugrinsen wie Skelette, entkleidet aller Hülle, öde, leer, leblos ... „Dahabieh" klingt merkwürdiger als „Nilschiff" und „Kaik" merkwürdiger als „Ruderboot", ein „Mabul" erscheint uns interessanter als ein einfacher „Wahnsinniger", der „Jaschmak" pikanter als der „Gesichtsschleier", die „Fantasia Kebir" etwas ganz Anderes als eine simple „große Unterhaltung" — und hören wir gar vom „Harem" statt vom „Frauengemache", so kennt unser Entzücken keine Grenze mehr. Wie mit dem Flitterstaate orientalischen Scheines die schülerhafteste Arbeit sich schmücken läßt, das erfuhr ich, als ich einmal — ich war noch sehr jung und sehr unvorsichtig — den achtbändigen Roman: „Adel und Edel, oder: Die Söhne der Wüste" von Volkmar erlitt. Ich passirte da eine Wüste von Langweiligkeit; das Kameel mangelte zu dieser Reise, aber mir wurde fast ebenso übel zu Muthe wie damals, als ich mich zum ersten Male auf dem Rücken einer solchen Bestie gar erbaulich hin- und hergewiegt fühlte.

Man wird endlich mißtrauisch gegen die Orient-Erzähler. Man fürchtet nachgerade, beim Betreten des ersten Selamliks einzuschlafen und erst zu erwachen, bis das ganze Musikstück sich in den willkommenen Accord auflöst: „Ende". Und mißtrauisch durch und durch nahm ich vor etlichen Jahren einen neuen Roman: „Die Tempelstürmer Hocharabiens" von C. von Vincenti zur Hand. Dieses Buch brachte mir eine ganze und volle Enttäuschung. Endlich einmal ein Werk, in welchem ein Erzähler nicht aus Armuth an Gestaltungskraft, nicht aus Bedürfniß nach einem schildernden Deckmäntelchen, sondern aus innerer Nothwendigkeit den Orient zum Schauplatze seiner Dichtung macht. Gestalten und Szenerie sind hier organisch miteinander verwachsen, kein bloßer Zufall hat sie zusammengeführt. Dieser Boden kann nur diese Figuren tragen; diese Figuren können nur auf diesem Boden gedeihen. Aber noch mehr. Die Fabel des Romanes bleibt uns auch dann noch eine packende, wenn wir das poetisch umschimmerte Land, in welchem sie spielt, hinwegdenken. Der Kern des Romanes hat universelle Geltung, er zeigt einige Auftritte aus der ewigen Tragödie des Menschenthums, und losgelöst von der lokalen Gewandung behält er noch immer Werth und Interesse. Den historischen Hintergrund des genannten Romanes bildet die Geschichte der Wahabiten, dieser Protestanten des Korans, die im vorigen Jahrhunderte die moslemitische Welt in Bewegung versetzten. Wir lesen ein Geschichtswerk und zugleich einen Roman, wir fühlen den glühenden Athem eines phantasiereichen Dichters und wir hören zugleich die Stimme eines gelehrten Fachmannes. Beaumarchais meint: „Trop de musique, dans la musique est le défaut de nos grands opéras." Auch die Musik der „Tempelstürmer Hocharabiens" enthält zu viel Musik. Das ist ein Fehler aber zugleich ein testimonium — opulentiae. Wie ein Verschwender streut Vincenti in diesem Buche sein literarisches Hab und Gut aus. Er verwendet zu Einem Romane das Material, das Anderen zu einem Vierteldutzend genügt hätte. Aber dieser Mangel des merkwürdigen Werkes konnte nicht darüber täuschen, daß eine neue, eigenartige Erscheinung festgestellt sei in ihrer literarischen Wesenheit. Seither hat Vincenti sich geklärt, er hat gelernt, Maß zu halten mit seinem Pfund, und so kann er heute als einer der hervorragendsten Novellisten des Orients bezeichnet werden.

Seine Novellen-Sammlung „Unter Schleier und Maske" gab prächtige Bilder aus dem Morgenlande, und nun liegt ein Buch uns vor, in welchem Vincenti zum Theile wieder orientalische Stoffe behandelt: „In Gluth und Eis" (2 Bände, bei Wilhelm Baensch, in Dresden). Nicht auf den Orient allein beschränkt der Autor sich diesmal; er, der aller Herren Länder bereist, der als Pilger der Wissenschaft und der Literatar alle Welttheile durchstreifte, dem Trohätta-Fall gelauscht hat wie dem von Niagara, den Aswa-Saxa bestiegen hat wie den Vesuv, unter dem Zelte des Wüsten-Scheik's geruht hat wie im Schlosse des schottischen Clan — er führt uns diesmal durch Europa und Asien. In Syrien und in Norwegen, in Bethlehem und in Paris, in Südspanien und im französischen Jura spielen die „Novellen und Geschichten", die er uns erzählt. Und wo sie spielen, dorthin gehören sie; nicht bloße Willkür brachte sie an Ort und Stelle. Wo anders als in Paris kann der Millionär Dom Miguel Palhota

gedeihen, der all' seine abgedankten Maitressen in Wachs nachbilden läßt und in diesem „Museum" sein Leben verbringt und endet? Wo anders als im verkirchlichten Südspanien die Sekte der „Despenadores", welche Schwerkranke tödten, um sie schneller in den Schooß Gottes zu befördern? Wo anders als im hohen Norden die lichthaarige Ola, die ihren Pflegeeltern entweicht, um ihrem Stamme, den nomadischen Tatern nachzuziehen? Mit wenigen Strichen stellt Vincenti uns ein neues Land, einen neuen Menschenschlag vor Augen. Schnell fühlen wir uns heimisch, wir finden gar leicht den Uebergang von Nord nach Süd, von Ost nach West. Allüberall weiß der Autor Bescheid. Er hat in allen Landen das Geheimnißvolle gesucht: Sagen, seltsame Sitten, Sekten und Verbrüderungen. Er kennt im Norden die Tatern und die Fanten, heidnische Stämme, Sonnenanbeter, Kinder der Natur, die nur in dieser und mit dieser sich gehoben, begeistert fühlen; in Syrien die Druſen und die Goldmasken; in Bethlehem die Fehde der Stämme, der „Schakals" und „Taamry's"; im Jura abergläubische Traditionen, wie die poetischen von der „Vouivre", dem Schlangenweibe, das Menschen beglücken oder zu Grunde richten kann. Er kennt die intimen Gebräuche der Völker, ob er nun den Cult im Druſentempel schildert oder die Hochzeitsvorbereitungen im Hause Abu-Rahuel's, des Kreuzschnitzers von Bethlehem. Und immer breitet er über das, was er erzählt, den Schleier des Geheimnißvollen. Er gibt sich den Anschein, Alles gesagt zu haben, er zeigt, wie eine einfach erklärliche Thatsache allem Wunderglauben zu Grunde liege, und wenn eine Novelle oder Geschichte Fremdartiges gebracht, so gibt er zum Schlusse in bündiger Weise des Räthsels Lösung. Aber der Leser sagt sich zum Schlusse doch: „Dieser Erzähler weiß mehr, als er uns verräth." Vincenti behält das letzte Wort scheinbar immer für sich, und so entläßt er den Leser nie aus den Banden der Spannung; er gibt der Novelle ein Ende, allein man spürt, daß er noch weiter erzählen könnte über denselben Stoff und dieselben Personen. Und dieser mystische Zug wird selbst dadurch nicht beseitigt, daß Vincenti so weit geht, mit Vorliebe die ganze Construction seiner Novellen offen darzulegen und den Leser in die Autoren-Karten blicken zu lassen, mit denen er spielt. Er erinnert da manchmal an die Tausendkünstler, welche den Zusehern ihre Künste erklären, ohne daß die Zuseher dann mehr davon wissen, als zuvor . . .

Den „Makart der Novelle" habe ich Vincenti in der Ueberschrift dieser Zeilen genannt. Fast Alles, was er schreibt, rechtfertigt diesen Titel. In seinen Novellen glüht und lodert die Farbe, Roth in Roth, Gold in Gold, blendend, berauschend, sinnverwirrend — Ereignisse müssen Ruhepunkte bilden für diese prächtigen Schilderungen, der Erzähler muß den Maler ablösen, damit unser Auge Kraft gewinne für den Genuß neuer Bilder, neuen Farbenglanzes. Aus berückenden Flammen steigen Gestalten empor, fremdartig, seltsam, fesselnd in jedem Zuge ihres Seins. Rose von Schiras oder Schakal der Wüste und dabei doch Weib oder Mann, dabei der Mensch, wie er leibt und lebt . . . Ben Jehuel, der schöne Seidenweber in Tripoli, entführt Naifeh, die Tochter des Druſen-Scheiks Hamza. Aber Hamza schleppt sie von seiner Seite, ohne daß Jehuel das weiß; dem Seidenweber gilt Naifeh als todt — sie hat sich angeblich geflüchtet und ermordet, nur ihr blutiger Schleier — von Hamza präparirt — blieb bei Ben Jehuel zurück. Naifeh, vom Vater zu solchem Betruge gezwungen, liebt Ben Jehuel nach wie vor, und so läßt sie ihm die Weisung zukommen, sich bei dem druſischen Vermählungsfeste in Muktarah einzufinden. Ben Jehuel findet dort zu seinem Entzücken die Geliebte wieder, und dort darf sie ihm angehören, denn ein Astarte-Cultus ist die Bedeutung des Vermählungsfestes . . . Aus dem Druſentempel aber berichtet Vincenti:

Drinnen drängte sich Turban an Turban; es waren nur Männer zugegen, deren Züge übrigens kaum in dämmerhaften Umrissen zu erkennen waren, denn ein einziges Lämpchen flackerte an einem der Pfeiler. Den Hintergrund schloß ein schwarzer Vorhang, dessen Falten hie und da einen Dämmerstreif durchließen. Jetzt ward ein tiefgedämpfter Gesang hörbar, ein Geheimpförtlein mußte sich zugleich geöffnet haben, denn eine nach der andern, huschten tiefverschleierte Frauengestalten herein, welche alsbald wieder hinter dem Vorhange verschwanden. Mit einem Male ward es heller, alle Blicke hingen an dem Vorhange, an den jetzt ein hochgewachsener Mann mit weit-

läufigen schwarzem Turbangewinde hart herantrat, worauf die Hülle langsam zurückrauschte. Ben-Jehuel schloß einen Augenblick die Augen. Mitten auf einem mit goldgeflammten Purpurtüchern bedeckten Altartische saß eine herrliche Frauengestalt, tiefgesenkten Blickes, die Arme über den jugendlichen Busen gekreuzt, das in Dunkelpurpur schimmernde Haar reich und weich über den gänzlich unverhüllten Leib in paradiesischer Schöne gebreitet. Auf der Stirne glimmerte ein diademartiges Geschmeide, Juwelenflämmchen irrlichterten um das stillgeneigte Haupt, Spangen züngelten an Hand- und Fußknöcheln, und an der feinen kleinen Zehe glänzten Reihen von Goldringen wie Leuchtkäfer auf Lilienblättern. Und neben diesem geschmückten Götterweibe stand unbeweglich eine silberbärtige imposante Priestergestalt, den starren Blick in der Tiefe der Halle verloren, in der Hand das blutrothe Drusenbanner haltend mit der „weißen" Geisterhand darauf, die zum enthüllten Weibe zeigte. Sie selbst aber, die Wunderbegnadete, saß wie ein Marmorbild der „Kadra Miriem", das ist: der Prophetenjungfrau, in welcher die Drusen die höchste Weiblichkeit, die Gottheit im Weibe verehren ..."

Und nun ein anderes Bild ... Von Beirut nach Tripoli reitet der Erzähler, und Mitte Weges trifft er eine „Goldmaske", ein Mitglied jener Sekte, deren Erscheinung dem Volksglauben immer als Vorbote eines großen Unglücks gilt. Er malt den nächtlichen Ritt:

„Es war eine wundervolle Nacht. Unsere knochigen Gebirgspferde kletterten mit staunenswerther Gewandtheit über das schneidige Granitgeröll hinweg. Ein phantastischer Zauber umwob die Landschaft. Seltsam mißgestaltete Kaktoiden mit weit vorgespreizten Stachelhänden und hundert rothen Köpfen, schauerlich idolenhaft grotesk, reckten sich uns wie mit gespenstischem Verlangen entgegen. Ueber den grauglitzernden Fels wucherten purpurne Moose wie Blutflecken, und bleiche Flechten leuchteten phosphorisch auf im Mondlichte; schlanke Aloën schossen empor hinter unheimlich gewundenen Krüppeleichen, und hie und da lauerte ein geduckter Kobold hinter dem Fels — ein stachelbewehrter Zwergfeigenbaum. Manchmal schimmerte vom Gelände das byzantinische Profil eines Maroniten-Kirchleins oder der Spitzbogenerker eines Bergschlosses ..."

Auch die Farbe des Nordens fehlt nicht, eine Farbe, welche da wirkt wie sonnendurchglühtes Eis. Ola vom Dorfe, die Taterntochter, das Pflegekind Gunial Monod's, des Priesters von Ringlak schlummert im Walde:

„Und wie ihr die würzige Waldluft wie eine Narkose die Sinne umfing, träumte sie wunderbare, in horizonttiefe Fernen schweifende Wandelträume, die wie eine entrollte neue Welt an ihrer Seele vorüberzogen. Während sie so unbeweglich dalag, mit dem Silberhaar, den ruhigen alabasterreinen Zügen und den vom Traumfittig berührten, leise bebenden Augenlidern als einziges Lebenszeichen, — da kamen die Thiere der Einöde vorsichtig angeschlichen zu diesem befremdlich schönen Menschenbilde; der Auerhan dämpfte seinen schwerrauschenden Flug, der Fuchs huschte geräuschlos durch die öden Rodungen, der große Waldrabe drängte seinen heiseren Schrei zurück, um die Träumende nicht zu stören. Langsam rieselte der aromatische Blüthenschnee vom alten Faulbaume nieder, im schwarzen Vogelkirschenstrauche wispelte und pickte es leise, vom Wachholderbusche graupelten die harten Beeren, die Kiefern dufteten und Ola schlummerte und träumte oft, bis die Sterne oben durchflimmerten oder ein Nordlicht seine Zauberlichter hereinspielen ließ" ...

Und Ola durchstreift mit ihrem Hunde Ulf die „blendendweiße, tiefschweigsame, kristallene Wildniß".

Wir sehen ihn, den nordischen Wald mit all' seinen Reizen:

„Viel tausend Säulen von Bronze und Silber ragten empor, auf ihren schimmernden Knäufen die Schneedecke tragend, welche das milde Purpurlicht eines schönen nordischen Wintermorgens durchdämmert. Draußen stand die Sonne kaum über dem Horizonte, so daß der Tag einer bleichrothen Dämmerung glich, welche die Landschaft mit magischem Reiz umspielte. Ein paar Lichtpfeile, welche horizontal in den Wald fielen, blieben in den kristallenen Büschen wie güldene Zitternadeln stecken. Welch' wunderbarer Winterzauber webt um diese erstarrte, strahlende Vegetation!

Zum Glück ist das Firmament windstill, denn welche Wunderpracht könnte hier ein Orcan zerstören! Wer hier Juwelen sammelte! Wenn das Licht, langsam sich verfärbend, zwischen violetten und orangegelben Tönen wechselt, dann scheinen die Spitzen der Eiszweige plötzlich wie in flüssige Edelsteine getaucht; aus den Felsritzen sprießen topazene Federbüsche, Perlenreifer starren hier; Opalgestrüpp wuchert dort; Korallenzweige, mildrosig schimmernd, verzacken sich, und jeder Astknorren am Stamme funkelt wie ein incrustirter Buntkristall. Hart, spröde und unbeweglich scheint Alles; kaum eine grüne Nadel ist an den weit ausladenden Kieferzweigen zu sehen, deren Flechtenbärte aus gelbem Alabaster gemeißelt erscheinen, und wo ein gebrochen Zweiglein unten liegt, ist's als sei ein Stück bleicher Eisenblüte der Schneekruste entsprossen ..."

Und — es sei damit die Reihe der „Farben-Proben" geschlossen — „Ola vom Dorfe" begeht nach Tater-Art ihre Heirath mit Hagor auf der Spitze des geheiligten Berges beim allgemeinen Vermählungsfeste. Bei Sonnenaufgang wird die Ehe der Tater geschlossen:

In demselben Augenblicke umlohte den Berg ein rother Schein, als schlügen Flammen aus der Tiefe; der Sonnenball, jäh aufglühend wie die eherne Scheibe Typhon's, wuchs und ward

immer größer, erhob sich mit einem Male, nicht mälig, wie sonst beim Aufgange, und schwang sich herrlich hervor, sieghaft und in strahlender Verjüngtheit. Eine Flut geschmolzenen Goldes brach aus allen Schründen und Schluchten der finsteren Berge, das weite Land mit wonnigem Lichte übergießend. Ein ungeheurer Jubelsturm aus hunderttausend Taterkehlen begrüßte diesen Aufgang, und eine Stimme, von Cymbeln umjauchzt, rief wie aus den Flammen des höchsten Idolenaltars:

„Sie sind vermählt; Dundra sei verherrlichet in Ewigkeit!“ — —

So könnte ich noch Dutzende Makart'scher Farbenspiele herausgreifen aus Vincenti's Buche. Aber vor einem Mißverstehen dieser Zeilen möchte ich bewahrt sein. Makart malt das Dekorationsbild ohne weiteren Anspruch; er überrascht das Auge und läßt die Seele kalt. Vincenti schreibt keine bloße Dekorationsnovelle, denn er erregt unser Fühlen und nimmt unser Denken in Anspruch, er kennt die Menschen und alle geheimen Triebfedern ihres Thun und Lassen, er verleugnet nie den Seelenmaler, und deßhalb darf er durch äußeren Glanz wirken, ohne sich zu verflachen. Aber ich bleibe dabei: er ist der „Makart der Novelle“. Er versteht es, die Stahlfeder — dieses harte, spröde, stecknadelartige Werkzeug — in gleißende, goldige, alle Gluth wiedergebende Farbe zu tauchen. Und wo er es will, wird seine Feder weich und er malt mit ihr, Aug' und Sinn uns umstrickend, als hätte er unseren Blicken „Catarina Cornaro“ gezeigt oder „Abundantia“ oder „Cleopatra's Nilfahrt“ oder „die sieben Todsünden“. So nenne ich ihn den „Makart der Novelle“ und dabei doch einen Novellisten, der der Farbe entbehren kann. Er wüßte uns zu interessiren, auch wenn er darauf verzichtete, seine Feder in die Muscheln der Palette zu tauchen.

Eine französische Tendenztragödie.

Von Gottlieb Ritter.

Frankreich verdankt dem stammverwandten Italien eine Reihe seiner berühmtesten Männer. Mazarin wie Bernadotte waren ebenso Vollblut-Italiener wie Napoleon Buonaparte, der, mochte er auch noch so sehr sein Franzosenthum herauskehren, im Moment der Leidenschaft seine Herkunft immer durch jene unaussprechlichen Flüche verrieth, die noch heutzutage jenseit der Berge im Schwang sind. Und was ist Gambetta, le fou furieux, wie Thiers den ehemaligen Dictator nannte, anders, als in jeder Fiber ein Landsmann von Fiesco und Columbus, mag er noch so oft mit seinem Geburtsschein von Cahors kokettiren. Auch der allerneueste Tragiker Frankreichs, Alexander Parodi, der sich mit seinem Drama: „Das besiegte Rom" das Bürgerrecht im Hause Molière's und einen Namen in der französischen Literatur erwarb, ist ein Italiener. Als Sprößling einer Genueser Bankierfamilie auf Creta geboren und in Smyrna erzogen, faßte der noch gestern so gut wie unbekannte Dichter schon in jungen Jahren eine solche Vorliebe für französische Literatur und Sprache, daß er sich ein zweites Vaterland im Geiste schuf. Vor zwei Jahren kam er nach Paris und brachte in Manuscript ein französisch geschriebenes Schauerdrama in Versen mit, dessen bloßer Titel: „Ulm der Vatermörder" den Inhalt mit Grauen ahnen läßt. Kühn wie alle Genueser, reichte er sein Meisterwerk unverfroren dem ersten Theater Frankreichs ein; aber die Comédie-Française wies das Stück zurück, jedoch nicht, ohne ein ziemlich anerkennendes Gutachten auszustellen. „Ulm der Vatermörder" kam hierauf in den Matinées-littéraires der Porte-Saint-Martin zur Darstellung und errang einen günstigen Erfolg. Außer dieser isländischen Tragödie veröffentlichte Signor Parodi in Genua eine Sammlung patriotischer Gedichte, worin er den Heroismus seiner Landsleute, der Creter, feierte. Rome vaincue ist also das zweite Stück des Dichters, und wenn man bedenkt, daß bedeutende einheimische Talente, wie Theodor de Banville und Leconte Delisle, vergeblich vor den „Thüren Molière's" um Einlaß baten, so muß man über den sieghaften Genius des fremden Autors oder — wenn sein Stück schlecht — über sein unverschämtes Glück und die Kurzsichtigkeit der Direction erstaunen. Untersuchen wir einmal den Werth dieses Trauerspiels und sehen wir, wodurch dessen Aufführung und sensationeller Erfolg motivirt und gerechtfertigt wird.

Wir sind in Rom im Jahre 216 v. Chr. G. „In diesem Jahre, inmitten der ergreifenden Größe des nationalen Unglücks, ließen sich zwei Vestalinnen, Opimia und Floronia, verführen. Die eine von ihnen wurde der Sitte gemäß bei der Porta Collina begraben, die andere tödtete sich selbst." Auf dieser Stelle des Titus Livius basirt das Drama Parodi's. Das nationale Unglück ist der zweite punische Krieg. Hannibal steht im Begriff, seinen als neunjähriger Knabe geleisteten Schwur zu erfüllen: die Römer sind von ihm am Ticinus, an der Trebia, am trasimenischen See geschlagen worden, und die Karthager marschiren gegen die Siebenhügelstadt. Das besiegte Rom ist in namenloser Aufregung. Soeben meldet die letzte Hiobspost, daß die bisher nur decimirten Legionen in der apulischen Ebene von Cannä vernichtet wurden. Fünfzigtausend Todte,

vierzehntausend Gefangene haben die Afrikaner gemacht; scheffelweis wurden die goldenen Ringe der gefallenen römischen Ritter nach Karthago gesandt. Die Bürger und Bürgerinnen Roms überfluthen die Curie des Tullus Hostilius, in deren Mitte auf einem erhabenen Sockel die sagenhafte Wölfin, die Romulus und Remus stillt, in Erz gegossen steht. Das souveräne Volk ist billig erstaunt, den Senat hier nicht tagen zu sehen, jetzt, wo die letzten und vernichtenden Siege Hannibals das Vaterland in Gefahr brachten. Wenn der barbarische Afrikaner in seinem Siegeszug nicht aufgehalten wird, so steht er in drei Tagen vor den Mauern Roms und gebietet bald auf dem Forum. Während das Volk verzweifelt, tritt die alte, blinde Posthumia, auf einen Sklaven gestützt, herzu und wundert sich darüber, wie der Senat es dulden könne, daß diese lärmende und respektlose Menge hier eindringe,

Durch dieses Wehgeheul den Frieden Roms
Und seinen stolzen Schmerz zu stören.

Sie versucht es, ihren gesunkenen Muth wieder zu beleben und ruft aus:

Ihr Greise, kommt und tragen wir zum Altar
Statt Waffen unsre Thränen, die auch Waffen!

Aber die Menge hat weder Lust noch Zeit zum Beten und läßt die Alte allein zum Vestatempel gehn, wo die Greisin schon darum oft anzutreffen ist, weil sich unter den der Göttin geweihten Jungfrauen ihre Enkelin Opimia befindet. Sobald Posthumia sich entfernt hat, verfällt das Volk wieder in die alte Entmuthigung und unterhält sich in seinem blinden Aberglauben nur von üblen Vorbedeutungen, Orakeln und Träumen. So sollen in vergangener Nacht die Vestalinnen den Dreifuß ohne Flamme gelassen haben; seit zwei Tagen steige aus dem Grabe des Camillus ein fürchterliches Stöhnen; auf den die Stadt krönenden Hügeln habe man in der Nacht ein blutiges Schwert leuchten sehn ... Und am Ende dieser Schauergeschichten räth ein entsetzter Greis dem Volke zur feigen Flucht. Dies hört der große Quintus Fabius und tritt ernst und gemessen den Verzweifelnden entgegen:

Ihr hört die Memme an, und Ihr seid Römer! —
Kann sich ein großes Volk verloren glauben?
Um Thränen zu vergießen, habt Ihr schon
All Euer Blut vergossen?

Und da alle Hände sich flehend ihm entgegen streckend und zahlreiche Stimmen ihm zurufen: „Rette uns Fabius, Du, den Hannibal nie hat besiegen können!" Da antwortet der ehrwürdige Senator mit folgender Sentenz: Seid Männer von Herz und jeglicher wird einen Retter haben in sich selbst! — Die Lictoren drängen die Menge gegen den Ausgang, während die Senatoren gruppenweis eintreten. Unter ihnen ist der Pontifex Maximus Lucius Cornelius. Die Senatssitzung wird eröffnet. Der Soldat Centulus bringt der Versammlung die Kunde von der unglücklichen Schlacht bei Cannä und die Schreckensbotschaft vom Tode des Feldherrn Paulus Aemilius. Die besten Verse des Stückes finden sich in diesem oft an Corneille gemahnenden Schlachtbericht, wo der Todeskampf des römischen Feldherrn vortrefflich aus dem Plutarch paraphrasirt ist. Wahrhaft großartig kann man die Stelle nennen, wo Hannibal vor dem verröchelnden Consul steht, obgleich die Scham des Siegers im Bewußtsein seines Barbarenthums sehr cum grano salis zu verstehen ist.

Gekommen war die Nacht. Ich trieb mein Roß
Und kreuzt' ein Feld, das düstern Schweigens voll,
Als jäh der Mond mit seinem Scheine mir
Paulus Aemilius wies. Auf einem Stein
Saß er blutüberströmt und still. Ich rief:
Hier nimm mein Pferd und rett' den größten Römer
Dem Vaterland und leb'! — Doch er: Ich bleibe
Und rette meinen Ruhm, den Rest Karthago.
Vor Allem schuldig an dem heut'gen Unglück
Und freigesprochen, zeih' ich Andre feig,
Vermeid' ich es nur todt, verrucht zu sein! —

Sprach's und erstach sich. Seine große Seele
Fühlt' er entfliehn. Er rief: O heilig Rom,
Durch meine Hand den Feinden ausgeliefert,
Verjage sie! Gebär' einen Camillus
Oder im Fall nachfolge Paul Aemil!
Die Größe des Besiegten ist der Tod! —
Dann wies er mich hinweg und deckte stumm
Mit der zerfetzten Toga sein Gesicht. —
Da nahte Hannibal, und wie er reglos
Verschleiert unter Todten sieht den Todten,
Neigt er sich hin und deckt das Antlitz auf,
Erkennt Aemilius und erbleicht: im Mund
Verlischt das wilde Lächeln des Triumphs.
Er steht verwirrt, als schämt' er sich im Herzen
Sieger zu sein, wenn Paul Aemil besiegt.
Vielleicht, daß Roma's Majestät hinschwebte
Ob seinem Sieg und seinen Haß erstickte,
Daß Roma blutig ihm vor Augen trat
Und ihm die Namen unsrer Ahnen nannte,
Daß er sie auferstanden sah und ein
Barbar sich fühlte ... denn entmuthigt hieß er
Das Siegsgeschrei und die Fanfaren schweigen
Und floh, der Triumphator, in sein Zelt.*)

Die Discussion wird eröffnet. Der Senat ist erbittert über Varro, den unglücklichen Feldherrn, der das durch seinen Fehler geschlagene Heer überleben konnte, und verlangt die sofortige Bestrafung des Besiegten. Nur Fabius tritt für Varro ein und verlangt, daß man ihn im Triumph empfange und ihm den Dank des Volkes votire, denn „der Sieger von heute muß der Besiegte von morgen sein!" Wie aber das besiegte Rom retten, das ist die Frage. Aus den Debatten ist besonders das Votum des Hohenpriesters bemerkenswerth, demzufolge das Glück nur deshalb Rom so ungünstig, weil sich die Stadt eines Verbrechens gegen die Götter müsse schuldig gemacht haben. Er befiehlt, daß die sibyllinischen Bücher befragt werden sollen. Die Decemvirn bringen den Orakelspruch: das Vestafeuer sei verloschen, weil eine Priesterin gefehlt habe; Rom werde sich erst dann wieder von seinem Fall erheben, wenn die Schuldige bestraft und der Altar gereinigt und gerächt sei. Bei diesen Worten fühlt sich Centulus betroffen und ruft: „Unglückliche! Wenn eine Vestalin ihrem Gelübde untreu ward, so bin ich der Verführer, der zu Bestrafende!" Die Senatoren und Decemvirn erheben sich und verlassen den Senat, indem sie in die Hände des Pontifex Maximus die Rache der Götter und die Strafe der Römer legen.

Der zweite Akt spielt im Atrium des Vestatempels, dessen weiße Marmorsäulen des Vordergrundes von der bleichen Flamme des heiligen Feuers beleuchtet werden; darüber in der durch ein Eisengitter abgeschlossenen Cella steht die Statue der Göttin. Ein philosophisches Zwiegespräch, wie es namentlich die französischen Alexandrinertragiker des letzten Jahrhunderts liebten, eröffnet den Aufzug. Fabius spricht als Vertreter der Staatsraison und -religion; sein Gegenpart ist ein Freigeist, der sich über den Aberglauben des großen Zauberers lustig macht und Toleranz und Humanität predigt. Der Verfasser hat diesen Verfechter der Menschenrechte mit dem berühmten Namen Quintus Ennius getauft; er hätte ihn ebenso füglich Voltaire nennen können, denn die Phraseologie, die er dem Schöpfer der römischen Kunstpoesie in den Mund legt, ist den Encyclopädisten entlehnt und paßt schlecht zu dem Ego deum genus esse semper dixi des Telamon und Quintilians respectvollem Ausspruch, Ennius sei mehr ehrwürdig als prächtig. Sonst verdient diese Scene schon übersetzt und hier im Auszug mitgetheilt zu werden.

Ennius. Ist's wahr, daß Rom auf die Orakel baut,
Statt sich zu wappnen laut um Wunder fleht?
Ist's wahr, daß der Senat den Muth beleidigt

*) Diese und die folgenden Probestücke sind eigens für die Monatshefte aus dem ungedruckten Original übersetzt.

Und für den Schmerz, der uns in Cannä traf,
Den Frevel der Vestalin schuldig spricht;
Daß dieser harte Priester, will's das Unglück,
Daß sich die schuld'ge Jungfrau selbst verräth,
Folgt dem barbarischen Gesetz der Ahnen
Und lebend sie begräbt zum Preis der Götter?

Fabius. Ach!

Ennius. Was soll ich aus diesem Seufzer lesen?
Hat die Natur im Herzen Dir gesprochen?
Ich weiß es, Deine Tochter ist Vestalin.

Fabius. So nennt sie meine Zärtlichkeit allein,
Da ich sie stets mit Vaterliebe hegte;
Doch ist die Waise meines Bruders Kind.

Ennius. Bebst Du an diesem Schreckenstag für sie?

Fabius. Ich für sie beben? Soll ich sie beleid'gen?
Man schändet nicht die Ehre meines Hauses,
Zu wohl kenn' ich mein Blut, um hier zu zweifeln.

Ennius. Die Ehre ihres Namens hielt sie aufrecht
Und Sieger blieb im Kampfe ihre Pflicht.
Doch wenn ein ander schwach und hülflos Weib
Dem Glück geliebt zu sein die Seele weihte,
Sprich, könntest Du sie sehn zu Grabe steigen,
Nichts für die Arme wagen, nicht sie retten?

Fabius. Ich muß sie sterben sehen ohne Klage.

Ennius. Läßt also Roma ihren heeren Bann
Durch eines Priesters Menschenopfer schänden?

Fabius. Gerechtigkeit hat Rechte. Roma's Volk
Kann schuldlos nicht für eine Schuldge büßen.
Ihr Tod ist Himmelsschuld und unabwendbar.

Ennius. Ei, was verliert der Himmel, wenn die Priesterin
Bethörten Blicks die goldnen Lichter zählt?
Wer ist denn diese Vesta, deren Feuer
Blut Eurer Kinder nährt?

Fabius. Vesta ist Rom!
Rom, das am keuschen Feuer auf dem Dreifuß
Im Götterblick des Ruhmes Schwert sich schmiedet,
Göttliches Heiligthum, Minerva's Aegis,
Der Sitten Hort, der diesen Tempel wahrt,
Der einz'ge Hort, fruchtbar an Siegerseelen.
In reinen Körpern leben große Herzen,
Noch wuchs kein Lorber auf in eklem Sumpfe:
Die Welt erobern reine Speere nur!
Drum ehrt den Tempel, seine Gluth, den Dienst;
Roms Stern hegt diesen Ort und heiligt ihn
Und macht ihn gleich dem ewigen Olymp:
Wer ihn zu schänden wagt, verdirbt uns Alle,
Weiht uns dem Fluch, entgeht er dem Gesetz.

Ennius. Bewundernd steh ich da, doch ohne Glauben.

Fabius. Aeneas selber brachte nach Italien
Von Pergamos der heil'gen Flamme Brauch
Und Vesta, die man ehrt vor andern Göttern
An dem geheimnißvollen Herd des Alls.

Ennius. Vesta, die man der Erde Göttin nennt,
War eine Königin, sie starb in Hellas,
Das Weib des Coelus, welcher Jovis Ahnherr,
Der selber nichts ist, wenn er nicht — die Luft.

Fabius. Ennius, er ist die Luft, das Licht, das Leben,
Das Ziel der Tugend und des Glückes Wunsch,
Er lenkt die Zeiten, ist Unendlichkeit,
Wir leben ganz in seiner Göttlichkeit.
Vergeblich lästert ihn der schwache Mensch,
Umsonst kämpft Böses gegen höchste Güte!

Ennius. Um diesen Gott, der Uebles schlägt, zu ehren,
Bereitet man dies schreckliche Gericht.
Sprich, welche Noth gebeut's und wer befiehlt es?
's ist ein Tarquinier ohne Thron und Leben,
Ein alter Brauch ... Jedoch der Menschengeist

Hat Flügel und der Irrthum baunt ihn schlecht.
Wer glaubt noch heut, daß man die Welt besiege
Wenn man ein lebend Weib dem Grabe weiht?
Wenn ein gebrochner Eid und Frauenliebe
Mit Römerblut den Sieger Hannibal
Gefärbt, wenn er gesiegt durch eines Weibes,
Strafloſen Weibes ungewiß Verbrechen:
Dann war Aemil an Klugheit Varro gleich
Und aller Helden Held war eine Memme.
Wozu dann Waffen noch? Warum Kohorten?
Die sterbende Vestalin wahrt die Thore,
Ihr Grab ist eine Klippe, dran der Feind,
Der Rom bedrohen möchte, scheitern wird.
Schlaf' ruhig fort in Deinem Sarg, Camill,
Ein Priester ist's, der Rom heut retten will!

Fabius. Des Meineids Straf' und Tod wird durch den Glauben
Des Staates Kräfte allsobald verdoppeln
Und wissen die Kohorten Zeus versöhnt
Bekämpfen sie den Feind mit schärfern Waffen.
Es siegt der Geist und gegen festes Hoffen
Ist alle Schlauheit, aller Muth verloren.

Ennius. So willst Du aus dem Tode Hoffnung schöpfen?
Gilt Dir des Menschen Leib und Leben nichts?

Fabius. Ach!

Ennius. Nimmer streit' ich mehr, ich spreche
Zum Herzen Dir in Deiner Tugend Namen.
Menschlicher, weiser Held, nur Du allein
Sollst im Senat bekämpfen dies Gesetz,
Unwürdig unsrer Sitt' und Menschlichkeit.

Fabius. Was unsre Väter thaten, sei verehrt.

Ennius. Ich hoffte Bessres.

Fabius. Doch was ist es, Ennius,
Das Dich an dieser schuldgen Priest'rin rührt?
Kennst Du sie?

Ennius. Nein, ich hab' als Mensch vertheidigt
Das Menschenrecht. Aus Deinem Munde sprach
Das Recht des Staats und Roma's Eigennutz ...

Fabius. Das Vaterland vor Allem!

Ennius. Nein, der Mensch!

Die Ankunft des Hohenpriesters unterbricht die allzulange philosophische Episode. Lucius erklärt dem großen Cunctator, wie er die schuldige Vestalin zu eruiren gedenke. Er hat einen gallischen Sklaven mit der Beaufsichtigung der Jungfrauen betraut und hofft durch ihn Alles, was im Tempel Ungehöriges vorging, zu erfahren. Vestägor heißt dieser Sklave, der eben in die Handlung eintritt. Er ist eine seltsame, unlogische Figur. Ein gefangener Bretone, denkt er nur daran, an dem verhaßten Rom Rache zu nehmen, dessen Religion er blos verachten kann und dessen Gesetz den Kriegsgefangenen zum gemeinen Tempeldiener erniedrigte. Wenn er die Liebschaft Opimia's mit Centulus begünstigt hat, so that er es nur, um durch ihr Verbrechen den Zorn der Götter gegen die verabscheute Stadt zu erregen. Daß nun aber die Schuldige lebendig begraben und der beleidigte Olymp dadurch wieder versöhnt werde, das paßt ihm nicht in den Kram, denn trotzdem er die Religion seiner Unterdrücker verspottet und nur die Götter seiner Heimath verehrt, so — glaubt er doch, daß die lebendig eingesargte Sünderin Rom den Sieg wieder verleihen würde. Der Hohepriester verhört ihn mit großer Geschicklichkeit und erinnert ihn daran, daß er ihn beliebig der Freiheit oder dem Tode übergeben könne. Aber alle Drohungen verfangen nicht: der Gallier behauptet, von nichts zu wissen. Auf einen Wink des Lucius treten sämmtliche Vestalinnen auf.

Vestalin. Gehorsam folgend Eurem Ruf erscheinen
Wir Alle hier vor Dir, verehrter Priester.

Lucius (ernst und feierlich). Was bebt erbleichend Ihr also vor mir?

Vestalin. Wer bebte nicht? Aus Eurer heilgen Stirn
Sehn wir ein drohend Leuchten steigen.

Lucius. Sprecht,
Drang nicht des Unglücks Kunde bis zu Euch?

Vestalin. Rom, Wittwe der Kohorten, bebt und seufzt
Und Cannä ist ihr ein verfluchter Name.
Lucius. Und wißt Ihr, daß die Zukunft Numa's Kinder
Dem Hasse der Barbaren hat geweiht?
Vestalin. Die sieben Hügel konnten sehn den Renner
Des Hannibal, von unsrem Blute roth.
Lucius. Der Zorn der Götter scheint mir offenbar.
Vestalin. Ach, er ist gräßlich.
Lucius. Doch nie ungerecht.
Vestalin. Der Götter heilge Gluth: Gerechtigkeit;
Es nährt sich der Olymp von dieser Flamme,
Und Zeus im Donner wappnet sich mit ihr.
Lucius. Doch Gott bestraft uns, Roma ist sein Opfer,
Denn Rom hat ihn beleidigt.
Vestalin. O gewiß,
Die Quelle unsres Harms ist ein Verbrechen.
Lucius. Die Götter offenbarten es aufs Neue.
Vestalin. Die Götter selbst? Und welches ist die Schuld?
Lucius. Ein Sakrileg.
Vestalin. Gott! Und wer ist der Frevler?
Lucius. Eine von Euch!
Vestalin. Was? Wir ein Sakrileg?
Wir hätten wirklich? . . . Herr, Ihr glaubt es nicht.
Lucius. Ich zweifle nicht. Apollo klagt Euch an.
Vestalin. Gewiß hat unter seinem Namen Euch bethört
Ein Bösewicht.
Lucius. Eine von Euch ward untreu
Ihren Gelübden und erhört in diesem Tempel
Die Liebe eines Sterblichen.
Vestalin. O Vesta,
Herbei und strafe den Verleumder, denn
Du weißt es wohl, daß nie unreine Gluth
In unsern Herzen unsre Treue trübte.
Doch wer von uns soll diese Schuldge sein?
Opimia, reine Lilie, Du? Du, Junia,
Ein Kind noch gestern?
Junia (fällt auf die Knie). Gnade!
Fabius. Wie?
Opimia (will sie zurückhalten). O Schwester!
Junia. Ich kann und darf nicht Euch beschuldgen lassen!
Ich frevelte!
Lucius. Wie? Ist es möglich? Du,
Mit dieser reinen Stirne? Holdes Kind,
Weißt Du denn wirklich, was das Böse ist.
Junia. So hört mich an! — Mich peinigt Tag und Nacht
Ein tiefes Leid und scheucht hinweg den Schlummer.
Ihr Schwestern, seht mich an. Mit fünfzehn Jahren
Wich von der hohlen Wange schon die Frische.
Konnt ich Euch bergen meine Thränen? Nein,
Ihr habt sie überrascht, die mich entfärben.
Vestalin. Ich höre Dich und bebe . . . Ach, was sagst Du!
Junia. Die Sonne sank, und weichen Wohllaut hauchten
Die Zweige aus, vom Abendwind bewegt.
Ich war im heilgen Hain, allein. Oft ruhte
Mein Auge auf dem weißen Marmorbild
Des Gottes, der den Bogen führt und lächelt
Unter dem großen Baum. Ich sah ihn, fühlte
Wie seltsam Roth mein Antlitz übergoß
Und hörte meinen Herzschlag. Plötzlich nahm
Mich Jemand bei der Hand, ich weiß nicht wer,
Und führte stumm mich an den Brunnenrand,
Wo Weiden stehn. Er warf sich vor mir nieder
Und „Junia!" rief er, o mit einer Stimme,
Süß wie Pan's Flöte auf dem Meer erklingt.
„Man lebt nur einmal, und das Leben ist
Verloren, wenn nicht Liebesglück es krönt.
Die Liebe fliehen, heißt sein Herz verderben!

Was schiert sich Vesta um Dein langes Opfer?
Ist Göttlichkeit denn Deiner Marter Preis?
Willst Du hier einsam leben und dann sterben,
Nicht wissend, wie sich's hold zu Zweien leidet?
Wie süß, ein Kind zu herzen, dessen Mündchen
Dir lächelt, selbst wenn es im Schlummer liegt!" —
Aufhorcht' mein Herz. Er schwieg. Die großen Augen
Versenkten wider Willen sich in meine.
Bald starb die Stimme hin in seinen Thränen,
Sein Athem streifte leicht mein Haar ... Entsetzt
Schrie ich und stürzt' empor und wollt' entfliehn ...
Die bleiche Stirne netzte Todesschweiß,
Und meine Zähne schauerten vor Schrecken ...
Ich war allein. Im Waldesschatten schien
Der Liebesgott im Köcher ernst zu suchen
Nach einem Pfeil, der mich durchbohren sollte.

Lucius. Vollende!

Junia. Nichts mehr hab' ich zu gestehen.
Durch Vesta jäh gescheucht mir von den Augen,
Hat mich das Schreckbild länger nicht entheiligt.

Lucius. So wäre Dein Verbrechen nur ein Traum?

Vestalin. O keusche Schwester!

Fabius. Hold jungfräulich Herz!

Lucius. Erhebe Dich!

Junia. Wie, Herr?

Lucius. Die Schuld'ge möge
Sich Deine Offenheit zum Muster nehmen,
Sich ihres Schweigens schämen und bekennen.
Bist Du's? Du? Beichtet! — Ach, umsonst ist Alles:
Nicht Eine gibt Bescheid.

Vestalin. Weil Keine schuldig.

Fabius. Ich glaub's. Kann man der Tugend nimmer trau'n?
Apoll's Orakel wurde falsch verstanden:
Der Irrthum fälschte deutend dessen Wahrheit.

Vestalin. Die Unschuld fürchte nichts. Sie ist ein Stern
Der Mensch müht sich umsonst, ihn zu erreichen.
Wir können frei stets wieder vor Euch treten.

(Sie will mit den Vestalinnen ab).

Lucius. Hör' Fabius, Alles werden jetzt wir wissen. —
Vestalinnen, noch Eines sollt Ihr hören!
Man kündet mir ein Unglück, das ich Euch
Mittheilen muß. Des Centulus Geschwister,
Wer ist's von Euch.

Vestalin. Junia.

Lucius. Dein Bruder ist
Nicht mehr.

Junia. Mein Bruder!

Opimia (schreit auf). Centulus!

Lucius (sie beobachtend). Ist todt.

Opimia. Ah! (Sie wird ohnmächtig.)

Lucius (für sich). Sie ist's.

Opimia. Ich sterbe.

Fabius. Weh Opimia,
Mein schuldig Kind!

Lucius (zu Fabius). Sei still! Noch kann ich schweigen.
Befiehl, was soll ich thun?

Fabius. Was Deine Pflicht!

Wie ich bereits bemerkte und wie man aus dem Verlauf ersehen wird, hat sich der Dichter in seinem Versuch, die altklassische Tragödie zu verjüngen mit der Regel der drei Einheiten, die schon Lessing ad absurdum führte, auf vernünftige Weise abgefunden. Wir sind weit entfernt vom unabänderlichen Portikus, wo sich alle Stücke von Racine und Corneille abspielen. Wenn sich der Vorhang über dem dritten Akt erhebt, so sieht man den heiligen Hain der Vesta im Sonnenlicht der Campagna. Im Hintergrund steht der Tempel, von dem eine eherne Thüre nach einem unterirdischen Gange führt. Hier sitzt Vestägor und summt ein Rachelied gegen das Volk Latiums:

„Schon stürzt sich Afrika auf Rom.
Es fließt sein Blut, es brennt sein Dom,
In Hannibal Brennus erwacht!"

Ein Landsmann und College gesellt sich zu dem Alten; es ist Galla, der Sklave der blinden Posthumia. Dieser ist beunruhigt, denn er kennt das Loos Opimia's, der Enkelin seiner Herrin, aber Vestägor schwört ihm, die Vestalin zu retten. Nur ihr Schrei bei der Nachricht von Centulus' Tod klage sie an; er allein könnte bestimmte Schuldbeweise gegen Opimia aufbringen, aber ehe er die Vestalin verriethe, würde er sich lieber — N. B. 216 v. Chr. G. in Rom! — „auf die Folter spannen lassen". Auch Ennius und Centulus bitten den Sklaven, er möge Opimia retten. Wie nimmt aber Opimia diese Fluchtgedanken auf? In einer langen, kalten Liebesscene kämpft sie zwischen der Flucht und der Sühne. Gegen alle Vernunft ist sie anfänglich bereit, das Verbrechen, dem sie Roms Mißgeschick zuschreibt, durch den Tod zu büßen, aber sie besinnt sich schließlich eines Besseren und verschwindet mit Centulus in der Krypta, deren Thüre der Gallier hinter den Fliehenden verschließt. Zu spät kommt der Pontifex herzu: er kann blos Vestägor den Litoren überliefern.

Dieser wird im vierten Akt, der im Arbeitszimmer des Hohenpriesters spielt, einem strengen Verhör unterzogen. Aber sein Mund bleibt stumm; er ist fest entschlossen, lieber zu sterben, als die Vestalin zu verrathen und Rom zu retten. Fabius aber, gerührt von dieser Charaktergröße, schenkt ihm die Freiheit, als eben Opimia selbst eintritt. Ueberzeugt, daß ihr Glück der Fall Roms wäre und gepeinigt von Gewissensbissen, gesteht sie dem unerbittlichen Richter ihre ganze Schuld. Fabius umarmt das Opfer, das ihm verspricht, als Kind seines Hauses würdig zu sterben. Der Schleier senkt sich auf ihre Stirne; sie ist dem Tod geweiht Sacra esto! wie die Formel lautete.

Da öffnet sich die Thüre und herein tritt Posthumia. Die Blinde tritt langsam vor und sucht ihre Enkelin, die sich in ihre Arme wirft. Aber welcher Schleier widersteht ihren Küssen? Warum ist ihr Gesicht erstarrt? Warum diese Thränengluth? Opimia getraut sich nicht zu antworten; aber Fabius antwortet für sie und enthüllt der Alten die schreckliche Wahrheit. „Verleumdung!" schreit Posthumia und versucht es, ihre Enkelin zu vertheidigen, aber umsonst. „Mutter, ich habe gefehlt!" sagt die Vestalin selbst, und Entsetzen ergreift die Seele der Greisin, als sie die Stimme des strengen Hohenpriesters erkennt. Nun verlegt sie sich aufs Bitten.

O nein, ich flehe nicht für sie:
Für mich allein. Ach, alt und ohne Augen,
Seh' ich bei ihrem Ruf des Himmels Licht,
Im Arm ihr fühl' ich meinen Schmerz entschlummern!

Und in ergreifenden Worten erzählt sie ihre Lebens- und Leidensgeschichte:

Verzweifelt sah ich Deinen Vater sterben,
Auf seinem Leichnam Deine Mutter jammern,
Laut schwörend, daß sie Dich der heilgen Flamme
Entführen will, und an die Brust Dich drückend
Mit Wehgeschrei und Küssen Dich ersticken.
O blutiges Gedenken! Ihrem Schooß
Entrissen wardst Du und Vesta geweiht,
Und ich hielt Deine Mutter in den Armen,
Die todt schien, todt, und konnte doch nicht sterben!
Da brachte man des Vaters Leiche fort ...
Noch konnte keine Hülfe sie beleben ...
Ich mußte fort und folgen seiner Leiche,
Ob auch die Seele trübe mir von Schrecken.
Schon flammte purpurn unter meiner Hand
Der Feier Holzstoß auf, als Deine Mutter,
Die Stirn in Asche und die Haare wirr,
Verstörten Blickes, wild, zur Hälfte nackt,
Die Menge theilte und zum Altar sprang,
Um sich zu stürzen in den Feuertod.
Aufschrei' ich, stürz herbei. „Halt' ein!" Ich fasse
Den Saum des Kleides, von der Gluth schon schwarz.
„Mein Kind! Ihr Götter, helft!" Umsonst mein Schrei,
In meinen Armen schlägt mein Kind um sich

Und setzt zur Wehre sich mit einem Scheit.
— Verzweiflung hatte ihren Geist umnachtet! —
Und schlägt mein Aug' ... es brennt ... ich falle hin ...
Die Tolle reißt sich los und springt ins Feuer. — — —
Ihr Römer, die Ihr jetzt mein Schicksal kennt,
Seid Männer und verschont ihr Leben mir!
Im Namen Eurer Kinder ... sie ist jung! ...
Und Eurer Mütter ... schwach bin ich wie sie! ...
Beim höchsten Gott und seiner Mutter Rhea,
Um heilgen Mitleids willen, das er schuf,
Um jenes Strahls, der Euch im Auge leuchtet,
Um meines Leids: Seid gnädig meinem Kind!

Sie will ihre Enkelin mit sich fortreißen. Wenn man sie nicht begnadige; wenn es eines Opfers bedürfe, so möge man die Großmutter büßen lassen:

Die Götter wollen Blut? Wohl, Hohenpriester!
Nimm's an der Quelle und vergieße meins!

Aber Lucius ist unerbittlich. Selbst Fabius vermag nichts; statt Opimia zu vertheitigen, schilt er Posthumia daß sie ihre Enkelin Rom vorziehe. Diese ergreifende Scene endet mit einer Tirade, worin die Greisin die Henker Opimia's verflucht.

Den Campus sceleratus, das römische Richtfeld, zeigt uns der letzte Aufzug. Große, schwarze Cypressen beschatten die Gruft, wo der langsame Todeskampf der Vestalin sich vollziehen soll. Der rothe Schein einer Ampel dringt aus der noch offenen Thüre. Fackeltragende Soldaten begleiten den düstern Zug zu dem einzigen Grab, das sein Opfer lebend verschlingt. Man trägt ein Stück Brot, einen Krug Wasser, eine Schale mit Oel hinein. An der Schwelle des Grabes liegt Opimia in ihrem langen Flor. Der Pontifex weiht sie der Mutter Erde; in athemloser Erwartung gewärtigen die Senatoren, die Lictoren, die Henker und das Volk Roms den schaurigen Vollzug des Richterspruches. Da theilt Centulus, das Schwert in der Hand, die gaffende Menge und will die Geliebte ihren Henkern streitig machen. Er versucht es wenigstens, sich selbst als Holokaustum anzubieten, um so die Götter mit einem Opfer zu versöhnen. Abgewiesen, will er die anwesenden Soldaten revoltiren. Vergebene Mühe. Opimia geht zum Tode, als sich die Menge von Neuem theilt und Posthumia durchläßt, welche ihrer Tochter Lebewohl zu sagen kommt. Sie fordert eine letzte Umarmung. Sie zieht sie bei Seite und raunt ihr zu: „Nimm dieses Messer!" Opimia kann sich nicht rühren, denn ihre Hände sind gefesselt. Einen Augenblick stutzt die Greisin, dann tastet sie mit zitternden Händen zu ihrem Busen. „Nicht wahr," fragt sie leise, „Dein Herz ist da?" — „Ja, dort." — Die Alte schmiegt sich an sie. „Mein Kind! mein Kind!" ruft sie und läßt ihr langsam den Dolch ins Herz gleiten. Alle stehn erschüttert. Der Hohenpriester läßt Opimia's Leiche in die Gruft tragen.

Ihr Männer,
Tragt sie hinweg, die Tochter Vesta's, die
Zum Todesschlaf die Mutter eingelullt.
Aufnimmt die Erde freundlich ihre Priest'rin,
Versöhnte Götter stürzen Hannibal.

Da läßt sich aus der Ferne eine Fanfare vernehmen. Hannibal naht Rom. Doch nein, Vestägor stürzt herein und verkündet fluchend, der feige Hannibal habe die Belagerung Roms aufgegeben und marschire auf Capua, um dort Winterquartiere zu beziehen. Der Gallier tödtet sich obendrein, um nicht den Tod seiner beiden Söhne zu überleben, die als karthagische Soldaten im letzten Gefecht starben. Die Fanfaren kamen näher, die Sonne erhebt sich, die Morgenröthe von Roms Befreiung ist angebrochen. Alles eilt den einziehenden Kohorten entgegen, nur Posthumia bleibt zurück. Sie tastet sich mühselig bis zur Thüre von Opimia's Gruft und bricht dort mit den Worten zusammen:

O laß mich nicht allein bei Deinen Henkern!
Opimia! Kind! Thu' auf, 's ist Deine Ahne! ...

Ueber Werth und Unwerth des Stücks brauche ich mich nicht mehr auszulassen, denn es erhellt aus der bloßen Inhaltsangabe, daß wir es hier mit einer Tragödie ohne

jede Composition zu thun haben. Von der Historie, wie sie der Titel verspricht, gehn wir gleich nach der Exposition zur Anekdote über. Episode reiht sich an Episode, der ganze dritte Akt ist überflüssig und nach dem zweiten Aufzug könnte das Stück zu Ende sein. Was die Charaktere anbetrifft, so können einzig Fabius und Vestägor in Betracht kommen. Allerdings war der Erstere, wie die Geschichte lehrt, ein bedächtiger Zauderer, aber gewiß besaß er nicht die Schwäche dieses Parodie-Cunctators. Was den Gallier anbetrifft, der im vierten Akt erklärt, er gehe als Spion zur afrikanischen Armee über und im fünften blos wieder erscheint, um sich zu erstechen, so habe ich mich schon oben über ihn geäußert. Geschrieben ist das Stück stellenweise in einem so seltsam incorrecten und confusen Französisch, daß die Aufführung an der ersten Bühne Frankreichs und der große Beifall, den es fand, unbegreiflich erscheinen muß. Was den ersten Punkt anbetrifft, so steht man noch immer vor einem ungelösten Räthsel. Sollte es sich bestätigen, daß der Dichter ein Verwandter des Directors ist, so würde freilich dieser Nepotismus Vieles erklären. Aber noch nicht Alles und just die Hauptsache: den Erfolg.

Es wäre ungerecht, wollte ich manchen Stellen eine gewisse poetische Schlagkraft und besonders dem Schluß wirkliche Schönheit absprechen. Obgleich die meisten Personen des Drama's eine geradezu Lasker'sche Sprechwuth entwickeln und füglich jede ihrer Tiraden mit den Worten jener Parodie von Victor Hugo's Burgraves beginnen könnte:

A mon tour, mes enfants,
J'éprouve le besoin de parler très longtemps . . .

so finden sich doch da und dort in allem Schwulst und Wust wahre Perlen der Poesie, die für des Verfassers Begabung Zeugniß ablegen. Die Ursachen des Erfolgs sind aber durchaus nicht in den Vorzügen der Tragödie zu suchen. Eine ganze Reihe äußerer Motive kamen dem Dichter und seinem Stück zu Hülfe. Vor Allem die wunderbare Inscenirung, die Rome vaincue im Hause Molière's fand. Ich meine dabei weniger den decorativen Theil der Aufführung, obwohl auch dieser sorgfältig behandelt war. Die Decorationen waren neu, doch nicht von gesuchter Pracht und Treue, obwohl die Bilder im vierten Akt von den noch heute in den Thermen des Julian existirenden copirt wurden. Die Costüme hatte man nach den Mustern auf der Trajanssäule angefertigt, wenngleich von Hannibal bis Trajan ein riesiger historischer Salto mortale ist. In dieser Beziehung war nichts zu tadeln, als vielleicht die moderne Frisur à la chien der Vestalinnen mit den kurzen in die Stirne gekämmten Haaren. Die Darsteller endlich waren fast über alles Lob erhaben, denn — getreu der schönen Tradition der Comédie française — selbst die unbedeutendsten Rollen wurden von den ersten Kräften gespielt. Geradezu unvergleichlich war Sarah Bernhardt als Posthumia, und wie im Stück in roher Weise plötzlich die Greisin als Dea ex machina zur Rettung der faulen Handlung eintritt, so entschied auch diese Rolle den Erfolg der Vorstellung. Sie war bewunderungswürdig, die große junge Künstlerin, — schon in der Maske meisterhaft! Lange weiße Locken, die Augen ohne Blick, eingefallene Wangen, die Incarnation des Mutterschmerzes. Dazu eine tiefe, unsäglich rührende Stimme, harmonische Bewegung, eine unvergleichliche Kunst der Diction . . . ihr Triumph war so groß, daß er das nur halbwegs gute Stück gleichsam mit verklärte.

Darauf hatte aber gerade Herr Perrin, dieser geriebene Geschäftsmann, mit Sicherheit gerechnet. Aus dieser Greisenrolle der jungen Künstlerin machte er im Voraus eine great attraction und ließ schon Monate zuvor durch die ihm dienenden Journale die Reklametrommel rühren. So hatte er denn gewonnen Spiel.

Endlich kommt noch ein anderes entscheidendes Moment hinzu: ich will nicht sagen die Tendenz, aber doch die patriotischen Anklänge des Stücks. Mochte sich in den Zwischenakten der ersten Vorstellung der Dichter — ein langer, hagerer, bebrillter Dreißiger — noch so wüthend gegen den Vorwurf vertheidigen, er habe ab und zu in poetischem Chauvinismus gemacht, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß sein Stück unter dem Eindruck der militärischen Niederlagen seines Adoptiv-Vaterlandes entworfen und von der damaligen Stimmung afficirt worden ist. Jedenfalls ging das französische

Publikum von dieser Voraussetzung aus, betitelte in seinem Sinn das Stück: La France vaincue und haschte mit Gier nach allen jenen Stellen, die eine Anspielung auf das moderne Frankreich enthalten könnten. Es beklatschte den Wuthausbruch des Lucius, daß Varro — rectius Napoleon III. — die Niederlage seiner Armee feig überleben mochte, ferner die handgreifliche Tendenzstelle:

Das Mißgeschick weicht stets den großen Herzen:
Rom kann nicht länger einen Sieger dulden! . . .

oder die Sentenz: Der Sieger von heute ist der Besiegte von morgen . . . Galt wohl der Beifall auch der Grundidee des Dramas, die sich trotz aller humanitären Phrasen in folgende Moral zusammenfaßt: die Römer hatten ganz Recht, ihren Auguren zu vertrauen und die Vestalin zu tödten, denn dieser Glaube und dieser Opfertod brachten ihnen den endlichen Sieg im fünften Akt ein . . .? Wir wollen nicht hoffen.

Kritische Rundblicke.

Hieronymus Lorm hat soeben ein kleines anspruchsloses Plauderbuch herausgegeben: „Sächsischer Lesetisch" (Dresden, S. Badt), worin er folgenden liebenswürdigen literarischen Maskenscherz erzählt:

„Es war in Wien und in den finsteren Tagen des Vormärz. Damals war dort die gesammte moderne Literatur ein einziger Strick, an dem man gehängt wurde, wenn man verrieth, von ihrem Dasein zu wissen. Dennoch bildeten wir jungen hoffnungsvollen Poeten ohne Verleger, inwendig unsterblich, einen Verein und sprachen von moderner Literatur. Dies geschah noch dazu an einem öffentlichen Orte, in einem gemüthlichen Kaffeehaus auf dem Bauernmarkte. Daß wir ein Verein waren, trugen wir als holdes Geheimniß im verschwiegenen Busen, die literarischen Gespräche aber hüllten wir in folgende Maske.

Wir machten aus den Anfangsbuchstaben eines Autornamens die Anfangsbuchstaben der Prädicate, die wir ihm beilegten, durch die wir ihn charakterisirten. Zur ersten Verständigung darüber wählten wir solche Autornamen, die in Wien öffentlich genannt werden durften, zum Beispiel Karoline Pichler. Ihre Anfangsbuchstaben wiederholten sich in der Bezeichnung, die wir ihren Werken gaben: „Käse-Papiere".

Auch der Dichter Ludwig August Frankl mußte es sich gefallen lassen, ein Signalement zu tragen, das ihn in dieser Art als den gewaltigen Don Juan bezeichnete, der er damals war: „Liebt Alle Frauen."

Mit Ehrfurcht erhoben wir uns, als ein Mitglied unseres Vereins vom „Gründer Einer Literatur" sprach; denn Jeder von uns wußte, daß von Gotthold Ephraim Lessing die Rede sein sollte.

Das Wort „Politische Maske" wollte hingegen nicht so rasch verstanden werden. Man hatte das Buch eines Autors, der damals in Mode gekommen war, nicht in diesem Sinne verstanden. Viele aber schoben ihm eine besondere Beziehung zu den damals herrschenden Regierungsmaximen zu. Heute weiß man, daß der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen" viel zu harmlos war, als daß man mit Recht unter einer „Politischen Maske" Pückler-Muskau hätte vermuthen dürfen.

Mit großer Begeisterung wurde von einem „Leuchtenden Bannerträger" gesprochen, denn Ludwig Börne, der geliebte Freiheitsmann, hatte mit seinen „Pariser Briefen" damals das Herz der Jugend wieder für politische Ideale, für eine neue Befreiung Deutschlands entzündet.

Unaussprechlich war daher der Groll und die Erbitterung der jungen Leute, als nach dem Tode des talentvollen und edlen Börne sein genialer Rivale in der Gunst der Nation sich so weit erniedrigte, ein Buch „über Börne" zu schreiben, worin er diesen herabsetzte und sich selbst um so höher darüber stellte. Ausdruck fand unsere Stimmung in dem Ausruf: „Holder Hallunke", womit sowohl der lyrische Zauber als der damalige politische Charakter Heinrich Heine's gemeint war.

Das junge Deutschland stand bei uns nur theilweise in Gunst. Anerkennung hatten wir für „Frische Gute Klosternovellen", die F. G. Kühne schrieb, während sich Heinrich Laube, der damals mit seinen „Reisenovellen" den Anschein gewann, als ob er Heine's entzückende Wallfahrten als untergeordneter Diener mitgemacht hätte, mit dem Charakteristicon „Heine's Leibkutscher" begnügen mußte.

Natürlich ist es, daß wir den innerlich freien und äußerlich gefangenen Franz Grillparzer „Freien Gefangenen" nannten.

Viele Jahre später ging ich in Dresden eines Tages mit Karl Gutzkow und Berthold Auerbach spazieren und brachte dabei das literarische Maskenspiel aufs Tapet. Auerbach sagte, vielleicht nicht ohne leise Beimischung von Ironie: „Kritische Größe", worauf Gutzkow die schlag-

fertig nickende Antwort hatte: „Braver Anfänger".

Leicht ist es, die modernste Literatur in diesen Scherz mit einzubeziehen. „Liebes-Romane von Sinnlichkeits-Marzipan" hat Leopold Ritter von Sacher-Masoch geschrieben, und wenn der Ruf erschallt: „Macht Reclame!" so wird Max Ring nicht unter den Lautesten fehlen.

Ich schließe jedoch, aus Furcht, daß mich sonst der Leser mit einer Benützung auch meines Namens H. Lorm büßen läßt durch den Ausruf: „Höllische Langeweile!"

. . . . . .

Diese reizende Probe zeigt dem Leser am Besten, wieviel Kurzweil er von Lorms neuestem Buch zu erwarten hat.

*

Eugen Leyden hat seinem ersten Bändchen „Schlichte Gedichte" ein zweites folgen lassen (Zürich, Verlagsmagazin) und dieser zweiten Sammlung eine Vorrede vorausgeschickt, die ihn als einen literarischen Gernegroß und Prahlhans ersten Ranges kennzeichnet. Herr Leyden hat nämlich am Deutschen Reich allerhand Flecken herausgefunden, die er am Besten dadurch wegzuputzen glaubt, daß er in regelmäßigen Intervallen von 6 zu 6 Monaten ein Bändchen lyrischen Angstschweiß dem Vaterland als Universaltinctur überreicht. „Wo man des Bürgers Worte nicht hören, den Verzweiflungsschrei des grenzenlosen Elends durchaus nicht beachten will" — ruft er pathetisch aus — „da, nur da soll man seine (?) Waffen fühlen. Das ist meine Meinung, und auf diese fußend will ich die Laster, Dummheiten und Sünden der Hohen und Niedern lächerlich machen, mit der Geißel der Satyre züchtigen und für eine bessere Zukunft Saaten streuen, soweit es in meiner Macht steht! Wie weit mir dieses letztere gelingen wird, vermag ich nicht zu beurtheilen. Ich weiß nur, daß ich mein Bestes hingegeben ... und daß Wuth und Haß des Pöbels jeder Art mir nicht erspart werden wird!" .... Wie man sieht, den ausgesprochenen Größenwahn! Herr Leyden hält allen Ernstes das Blaserohr, das er als Waffe führt, für eine Mitrailleuse und die Erbsen, die er mit Mühe und Noth herauspustet, für vernichtungsäende Kanonenbälle. Er glaubt, thatsächlich etwas Erhabenes zu sprechen, wenn er z. B. dem Vaterland zuruft:

Vaterland, mein Deutschland,
Reich an Kriegesruhm,
Vielbeneidet glänzet
Nun Dein Heldenthum.
Auch nach Innen lenke
Deiner Söhne Kraft,
Daß ihr Geist sich endlich
Freiheit, Ehre schafft!

Dergleichen ist vor dem Erscheinen der „Schlichten Gedichte" noch niemals gesagt worden! Und wie vernichtend charakterisirt Leyden die deutschen Volksvertretungen:

Ihr fragt mich, Freunde, was in Deutschlands Gauen
Die Volksvertretung nütz ist? Könnt ihr fragen?
Sie dient als Werkzeug in des Adlers Klauen,
Des Volkes Wohlfahrt, zart genug zu schauen,
Mit einigem Hokuspokus todtzuschlagen.

Ei der Teufel. Denen hat er's aber gesteckt! Doch noch wüthender, als auf die deutschen Politiker und Volksvertreter, ist Leyden auf die deutschen Kritiker, denen das Verständniß für seinen großen Genius ganz abgeht. So hat ein Beurtheiler in der „Europa" die Vermuthung ausgesprochen, daß Leyden am Verfolgungswahn kranke. Leyden antwortet ihm in folgendem Epigramm:

Du meinest, Flaps, ich sei besessen
Vom läppischen Verfolgungswahn?
Ich weiß, man haßt mich viel; indessen
Ich wandle ruhig meine Bahn
Auf Bergeshöhen. Deinesgleichen,
Du Wackrer, kann mich nicht erreichen!

Welche edle Verachtung sich in diesem „Deinesgleichen" äußert! Der arme Kritiker der „Europa"! Er ist jetzt todt, ganz todt .....

Man erläßt es uns wohl, noch weitere Proben anzuführen. Herr Leyden ist in einem bedauerlichen Irrthume befangen. Er glaubt im Donnerwagen zu fahren, „von Jovis Wetterschein umblitzt", während jeder Leser seiner Gedichte achselzuckend mit Geibel ausruft: „Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt, — er schieße, ohne recht zu zielen!" Herr Leyden versichert in der Vorrede, daß er die Laster, Dummheiten und Sünden der Hohen und Niederen durch sein Buch lächerlich machen will, während der Einzige, den er in Wahrheit dadurch lächerlich macht, auf dem Titelblatte genannt wird.

D. Bl.

*

Die Wallishauser'sche Buchhandlung in Wien hat einen Theaterkatalog erscheinen lassen, der durch die Massenhaftigkeit des darin aufgezählten Bühnenmaterials unser Staunen erregt. Er enthält die Titel von nicht weniger als 6642 Bühnenstücken — und doch kann er auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch machen. Aber so lückenhaft er sein mag, er bleibt doch ein verdienstliches, ja anregendes Unternehmen. Sehr richtig bemerkt ein Kritiker

der „Neuen Freien Presse", daß der Katalog sogar einen gemüthlichen Reiz hat, denn es wohnt der Zauber der Erinnerung in diesen Blättern; die stummen Titel wecken das Gedächtniß vergangener Theatergenüsse, die Eindrücke der Jugend erneuern sich für einen Augenblick, und so mancher Schauspielabend, den wir in der Kindheit verlebt, dämmert wieder herauf, gerufen von dem Titel irgend eines Stückes, das wir längst im Grabe wähnten. Vor Allem aber bezeichnet es den Werth eines solchen Verzeichnisses, daß es uns weitreichende Perspectiven auf die Stoffwelt der dramatischen Dichtung eröffnet. Es ist wirklich nicht uninteressant, zu sehen, mit wie großen und mit wie kleinen Dingen die Dramatik sich zu beschäftigen pflegt, wie viele Dichter an denselben Stoff gerathen, wie bisweilen aus demselben Stoffe zugleich ein Lustspiel und ein Trauerspiel hervorgeht, wie groß das Heer der Uebersetzer ist und wie zahlreich das Sanitätscorps der Bearbeiter. So heißt es beispielsweise nicht weniger als zehnmal nacheinander: „Romeo und Julie, Trauerspiel von Shakespeare", und es ist die Frage, ob mit diesen Zehn die Anzahl der Bearbeiter erschöpft ist. Schwerlich. Ueberhaupt erscheint uns Shakespeare in diesem Katalog als der Gott, wohl auch als der Märtyrer der übersetzenden und bearbeitenden Menschenklasse; da ist keines seiner Stücke, das auf der Reise aus dem Englischen ins Deutsche nicht wenigstens fünf bis sechs verschiedene Führer zu ertragen hätte. Indeß bewährt sich die Kunst der Uebersetzer auch an anderen Stücken. Von der „Antigone" zum Beispiel werden sechs Bearbeitungen angeführt, von der „Sakuntala" sieben u. s. w. Man sieht es, vorkommenden Falls bewährt sich unser Theaterkatalog auch als Nagschlagebuch, zumal derselbe mit einem sorgfältig ausgeführten Autoren-Register versehen ist.

*

Von Robert Schweichel's vortrefflichem Roman: „Der Bildschnitzer vom Achensee" ist eine dritte, sehr handliche Ausgabe erschienen (Verlag von Otto Janke). Es ist überflüssig, zur Empfehlung dieser nach Verdienst geschätzten Erzählung noch Etwas zu sagen. Wohl aber hätten wir gewünscht, daß der Verfasser die Gelegenheit der neuen Ausgabe benutzt hätte, um einige ganz unglückselige Metaphern auszumerzen.

So lesen wir S. 43: „Es war mehr Gutmüthigkeit als geistliche Würde in diesem Empfange des wohlgerundeten Hirten, auf dessen fleischiger Nase die sanfte Abendröthe mancher untergegangenen Weinsonne glühte." — Wie anschaulich und schlagkräftig erscheint gegenüber diesem geschnörkelten Bild der einfache Ausdruck des Volksmundes: „Er hat eine Kupfernase".

S. 437: „Der Pfarrer hob dabei die Nase, die ihm wie das schattenwerfende Dreieck einer Sonnenuhr in dem flachen Gesicht stand." — Sehr gesucht.

S. 438: „Der Pfarrer sprach Alles breit und salbungsvoll aus, allein das Oel seiner Worte erweichte nicht die Härte seiner Stimme." — Unsäglich geschmacklos!.... Von einem so schmucken Werke, wie es dieser Bildschnitzer ist, möchten wir auch die kleinsten Fehler entfernt wissen. **O. Bl.**

*

Lose Blätter und leichte Waare. Gedichte für Stunden heiterer Einsamkeit und banger Freiwilligenprüfung. Von Woldemar Wenck. (Leipzig 1877, Bernhard Schlick.)

Das vorliegende Büchlein hat nur einen einzigen Fehler: Daß es veröffentlicht worden ist. Und das meine ich nicht etwa im Sinne der Malice, sondern ganz ernsthaft. Frische Heiterkeit und ein behaglicher Humor ist dem Verfasser gar nicht abzusprechen, aber die ursprünglich so muntern Farben seiner Erzeugnisse wurden gleichsam durch die darüber gewälzte Druckerschwärze ausgewischt. Witzige Toaste zu Kindtaufen und Hochzeiten können beim Gläserklang und in weinfroher Tafelrunde sehr willkommen geheißen werden, aber sie dürfen nicht in einem Büchlein gesammelt vor dem öffentlichen Forum erscheinen. Ueber manche spaßhaften Verse lacht man am Stammtisch aus Herzenslust, aber es ist eitel und selbstgefällig, wenn der Verfasser dieser metrischen Augenblicks-Einfälle sie aus der Schenke fein säuberlich nach Hause trägt und dort in einer Truhe aufbewahrt für kommende Geschlechter. Nichts Anders, als Zechtischüberbleibsel bietet uns Herr Professor Woldemar Wenck in seinem Büchlein. Widmungsverse, mit welchen er die Uebersendung eines Bestecks, einer Kukuksuhr, eines Fächers u. dgl. einst begleitete, hat er hier liebevoll zusammengereiht. Trinksprüche, die zugleich mit dem letzten Zecher hätten unter den Tisch fallen sollen, hat er sorgfältig aufgehoben. Das ist ein doppeltes Unrecht. Erstens gegen die Leser, da er sie nach

übertischtem Mahle auffordert, noch mit ihm anzustoßen, ohne daß man ihm vorher Etwas eingeschenkt hat — und zweitens gegen die Zechbrüder des Verfassers selbst, die sagen werden: „Wie? Wir glaubten, daß der Toast damals für uns gesprochen war und nun sehen wir, daß wir gleichsam nur das eingeladene Publikum einer Generalprobe für die spätere Veröffentlichung gewesen sind? Das ist Heimtücke — das ist Ueberlistung!...“ Und darum befürchte ich, daß, wenn in Zukunft Herr Professor Wenck wieder einen Trinkspruch ausbringen will, in Folge der Veröffentlichung der „losen Blätter“ der Tafelpräsident wird sagen müssen: „Der Herr Professor hat das Wort für einen halben Druckbogen,“ oder: „Unser lieber Freund Wenck hat sich bereit erklärt, in unserm Kreise zehn Mark Honorar zu sprechen...“

Nur einige Gedichte von allgemeinerem Inhalt sind von dieser Verurtheilung auszunehmen. Das hübscheste davon ist das folgende:

Der Teufel als Komödiant.

Kam einst die Lust dem Teufel ein,
Komödiant zu werden.
Da staunten Alle, groß und klein,
Ob seiner Kunstgeberden.
Wie spielt' er stolz in Prunk und Pracht
Die hohen Herrn der Welten!
So hatte Jeder sich gedacht
Die Könige, die Helden.

Als Biedermann, wie trieb der Wicht
Die Thränlein auf die Wangen!
Als edler Lord, wie wußt' er nicht
Die Weiblein zu befangen.
Und Bravo schrein mit aller Macht
Die Thoren und die Kenner.
So hatte Jeder sich gedacht
Die Lords und Biedermänner.

Doch einstens las und hörte man
Vom neuen Kunstgesellen:
Er gehe jetzo muthig dran,
Den Teufel vorzustellen.
Der Schalk indessen lachte still:
Ein Meisterscherzlein heute!
Ganz wie ich leib und lebe, will
Ich treten vor die Leute!

Doch als er nun mit Lust begann,
Da klang's aus allen Ecken:
„Welch Bild des Teufels? Will der Mann
Mit Aberwitz uns necken?
Er lacht so menschlich traut uns an,
Wer sieht an ihm die Kralle?
Ist das der Teufel — wahrlich, dann
Sind wir des Teufels Alle.“

Und weil sie's nimmer wollten sein,
Begannen sie zu toben.
Der Teufel schaute fröhlich drein,
Hat dann sich weggehoben.

Er lachte, daß die Höllengluth
Drob lustiger entbrannte:
„Sie kannten All' mich gar so gut,
Daß Keiner mich erkannte!“

Von dieser Gattung hätte der Autor zahlreichere Proben geben sollen, dann konnte sein Buch ohne Vorbehalt freudig begrüßt werden.

O. Bl.

Miscellen.

Für das Januarheft liegt uns ein ungewöhnlicher werthvoller Beitrag vor, auf den wir schon jetzt die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken möchten: Zwei dramatische Fragmente von Friedrich Halm (I. Theater in der Unterwelt. — II. Gracchus), mitgetheilt und eingeleitet von Dr. Faust Pachler.

*

Die drei hervorragendsten Erzähler der Gegenwart haben neue Dichtungen erscheinen lassen. Gustav Freytag seinen „Marcus König“ — Berthold Auerbach seine „Neuen Dorfgeschichten“ und Friedrich Spielhagen seine „Sturmfluth“. Wir werden demnächst diese drei Neuerscheinungen in eingehender Weise kritisch betrachten.

*

In der „Köln. Volksztg.“ lesen wir folgende literarische Bosheit: „Der bekannte Abschriftsteller Hr. Dr. Karl Braun hat zuweilen auch originelle Einfälle. Im Feuilleton der „Köln. Ztg.“ gibt er gegenwärtig „Erinnerungen aus Ungarn“ zum Besten, deren Verfasser bisher noch nicht ermittelt ist.“

*

Von einem Freunde unseres Blattes erhalten wir folgenden interessanten Aufsatz: Unter den Aussprüchen, Sentenzen u. s. w., welche wir mit dem Namen „geflügelte Worte“ zu bezeichnen pflegen, befinden sich manche, deren Ursprung in vollständiges Dunkel gehüllt ist, und andere, die traditionell bestimmten Personen zugeschrieben werden, welche nie daran dachten, dieselben schriftlich oder mündlich von sich zu geben. Zu letzterem gehören auch die bekannten Verse:

Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen
Ist Tugend und Begriff.

Wie oft schon sind diese Worte gebraucht worden, um den höheren Blödsinn zu bezeichnen, oder um eine gewisse Art von lyrischer Gefühlsduselei zu

persifliren! Und wer sie brauchte, der nahm, wenn er sich überhaupt über den Verfasser Rechenschaft gab, als solchen, indem er der oft gehörten Meinung folgte, den Oberhofmarschall des Kurfürsten von Hessen Hans Adolf von Thümmel an, welcher im Jahre 1851 in Cassel verstarb. Bestärkt wurde er in dieser Ansicht noch dadurch, daß das Gedicht:

Im Schatten kühler Denkungsart,
Wo Frohsinn sich mit Linden paart,
Wo in bethürmten Mitternächten
Der Menschheit nie gekränkten Rechten
Ein unbekannter Heros staunt, u. s. w.

von jenem Herrn von Thümmel nachweislich herrührt, dieser mithin auch leicht Urheber der erst erwähnten Verse sein konnte. Und doch ist dem nicht so.

Das sehr ernst gemeinte Gedicht stammt vielmehr*) aus der Feder des Herzoglichen Hofbuchbinders Johann Engelhardt Voigts, welcher gegen Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in Braunschweig lebte.

Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen
Ist Tugend und Begriff,
Geduld und Wachsamkeit und Schwermuth im Entzücken
Verdiente mehr, denn Mensch zu sein.

So sang der poetische Buchbinder, dem wir es überlassen müssen, den Gedanken klar zu legen, welcher damit ausgesprochen werden soll. Daß es dem Dichter mit seinem Werke tiefster und vollster Ernst war, geht aus einer anderen seiner curiosen Schöpfungen hervor, welche jener in vieler Hinsicht ähnlich ist und sich ebenfalls bis heute erhalten hat.

Nachdem nämlich die Stadt Braunschweig im Monat April 1808 von einer Ueberschwemmung heimgesucht worden war, bildete sich ein Comité, an dessen Spitze ein Braunschweiger Bürger stand, um die Noth der Beschädigten zu lindern. Diesen Bürger nun feierte Voigts in einer Epistel mit der Ueberschrift: „Dem ruhmvollen Andenken der Bemühungen menschenfreundlicher Unterstützungen nach der vom 7. bis 10 April gehabten großen Wasserfluth erlittenen Verlustes. Herrn Kaufmann W. gewidmet von einem Braunschweigischen Bürger. Braunschweig 1808." Die erste Strophe lautet:

Du, in dem Rosengürtel,
Willkommen wie das Glück,
Vom sanften Wohl umflattert
Und mit dem Engelsblick
Im hellen Lichtgewande
Vom Himmel niederschwebst
Und uns von Gold und Seide
Den Lebensfaden webst!

Hinter den Poesien Voigt's, von denen noch manche mitgetheilt werden könnten, blieben dessen Artikel in ungebundener Rede in keiner Weise zurück, wie namentlich die Geschäftsempfehlungen beweisen, die er hin und wieder durch die „Braunschweigischen Anzeigen" veröffentlichte. Eine derselben z. B., in welcher von Cartonnage-Arbeiten die Rede ist, schließt mit den Worten: „Vergnügt und hoffnungsvoll bahne ich den Weg und versichere zu aller Ermunterung durch mannigfaltige Neuheiten unter guten Arbeiten den besten Willen, um das angenehmste Zutrauen zu aller Zufriedenheit zu gewinnen, wobei ich mich bestens empfehle."

Soviel über einen Mann, dessen Name der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, da seine geflügelten Worte „Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen 2c.", eine Verbreitung und eine Unvergänglichkeit gefunden haben, nach welcher manches hervorragende dichterische Werk vergebens ringt!

Braunschweig. **R. Otto.**

*) Um Feststellung dieser Thatsache hat sich namentlich der in allen Brunsvicensien sehr bewanderte Assessor Spehr zu Braunschweig verdient gemacht.

*

Aus dem poetischen Gedenkbnch von David Friedrich Strauß wird folgendes ansprechende Epigramm mitgetheilt, das er seinem Vortrag über Lessing's Nathan den Weisen voransetzen wollte:

Ist das Thema nicht erledigt,
Schelte Keiner mich darum.
Wer erschöpft in einer Predigt
Je das Evangelium?

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.**, 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschien:

Aus dem Leben.

Skizzen

von

Ada Christen.

1. Band. Miniatur-Format. Broschirt 3 M., eleg geb. in Goldschnitt 4 M.

Inhalt:

Käthe's Federhut. — Wie Gretel lügen lernte. — Rahel.— Im Armenhause. — Irrlichter. — Zu spät.

„**Auf diesen 198 Seiten ist in der That mehr Poesie zu finden, als in vielen vielbändigen und vielgepriesenen Romanen.** Es sind nur kleine Werktagsgeschichten, welche die Verfasserin skizzirt, aber diese kleinen Skizzen eröffnen uns einen Ausblick auf die Höhen und einen Einblick in die Tiefen des Daseins. Auch liegt darauf ein Abglanz von Sonntagssonnenschein der Poesie, welcher wohl empfunden, aber nicht beschrieben werden kann." (Johannes Scherr.)

„Wie **Ada Christen** als lyrische Dichterin durch den echten Naturlaut, die Herzenstiefe und dämonische Leidenschaft ihrer Lieder entzückt, erschüttert und hinreißt, so ist sie eine Meisterin der Erzählung, der Skizze nach dem Leben. — **Mit dieser Reihe von Erzählungen stellt Ada Christen den besten Novellisten der Gegenwart sich ebenbürtig an die Seite.**" (Grazer Tagespost.)

„Die reichbegabte Verfasserin vereinigt in diesem Büchlein eine Reihe von Aufsätzen, die als **Cabinetsstückchen** der literarischen Federzeichnung gelten dürfen. (Didaskalia.)

„Ada Christen ist eine echte Dichterin, kein Talent von gewöhnlichem Range. (Pilsener Zeitung.)

„Von der genialen Dichterin Ada Christen liegt uns ein neues Werk „**Aus dem Leben**" vor, das sich den früheren Schöpfungen der Verfasserin nicht nur würdig anreiht, sondern sie in der Formvollendung und characterisirenden Zeichnung der vorgeführten Gestalten noch überragt. Die sechs Skizzen, die den Inhalt des neuen Buches bilden, **sind ebensoviel Gedichte in einer Prosa**, die in ihrer Ungesuchtheit, natürlichen Bilderschönheit und Frische den Wohlklang des Reimes und alle Qualitäten des Verses mehr als aufwiegt." (Berliner Bürgerzeitung.)

„— Diese Andeutungen dürften genügen, um die erwähnten Skizzen allen denjenigen, welche bei ihrer Lectüre mehr als eine oberflächliche Zerstreuung suchen, warm zu empfehlen. **Producte dieser Art sind selten, wie die weltgeprüften Talente, denen sie entstammen.**"

(Mainzer Journal.)

Hochachtungsvoll

Ernst Julius Günther.

Grote'sche Sammlung von Werken

zeitgenössischer Schriftsteller.

Preis für den Band steif broschirt M. 3. —., elegant mit Schwarzdruck [illegible] M. 4. —.

Erschienen sind bis jetzt:

I. **Fritz Reuter** und seine Dichtungen von Otto Glagau. Neue umgearbeitete Auflage mit Illustrationen, Portraits und einer [illegible]ographischen Beilage.

II. **Till Eulenspiegel redivivus.** Ein Schelmenlied von Julius Wolff. Mit Illustrationen. Fünfte Auflage.

III. **Der Rattenfänger von Hameln.** Eine Aventure von Julius Wolff. Mit Illustrationen von P. Grot-Johann. Vierte Auflage.

IV. **Horacker von Wilhelm Raabe.** Illustrirt von P. Grot-Johann. Zweite Auflage.

V. **Theater von Friedrich Bodenstedt.** (Kaiser Paul. — Wandlungen.)

VI. **In der Veranda.** Neue Gedichte von Anastasius Grün.

VII. **Schauspiele von Julius Wolff.** (Kambyses. — Junggesellensteuer.)

Berlin. **G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.**

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschien:

Neues Frauen-Brevier.

Von

Amely Bölte.

Elegante Ausstattung. Fein gebunden in Goldschnitt, Preis 4½ Mark.

Inhalt:

Frauenbildung. — Wie erzieht man Mädchen? — Die Gefährtin des Mannes. — Der eigene Herd. — Die junge Frau. — Das Wirthschaftsgeld der Hausfrau. — Frauen-Industrie. — Die Kunst der Sparsamkeit. — Die Feinde des häuslichen Glückes. — Die Frau als Mutter. — Die geschiedene Frau. — Das Elternhaus. — Die Stütze der Hausfrau. — Die Pension. — Die höhere Töchterschule. — Die Tanten. — Die Erzieherin. — Die Lehrerin. — Die Vermählten. — Die Gesellschafterin. — Die Krankenpflegerin. — Die Wittwe. — Die Schönheit. — Schlußbetrachtung.

Mit diesem Werke kommt die berühmte Verfasserin einem Zeitbedürfnisse entgegen, das sich seit lange fühlbar macht. Sie schildert in Beispielen die Mängel unserer jetzigen Mädchenerziehung, und deckt verständnißvoll die Wunden auf, die durch mangelhafte Erziehung der Frauen unserm Volksleben geschlagen werden.

Die verschiedenartigen Berufszweige des Frauenlebens sind eingehend beleuchtet; Die Hausfrau, die Mutter, die Gefährtin des Mannes wie die Alleinstehende, die geschiedene Frau, wie die Wittwe — sie alle gleiten an unserm Auge vorüber und wecken unsere Theilnahme durch ein glückliches oder verfehltes Leben. Die Verfasserin spricht aus reicher Erfahrung, das fühlt man ihren Worten an, die, aus dem Herzen kommend, an die Herzen gehen und zu neuer Thatkraft ermuntern.

Ein solches Werk kann nicht genugsam empfohlen werden; es sollte in jeder Familie sich einbürgern, von jedem Hausvater neben die Familienbibel gelegt werden.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ebenbürtig.

Roman in Versen

von **Adolf Friedrich von Schack.**

Brosch. M. 3. — Elegant gebunden M. 4. —

Reiche komische Erfindung und scharfe Satyre, durch welche doch oft ein voller Klang höherer Poesie hindurchtönt, zeichnen diese humoristische Dichtung aus.

Stuttgart, 1876. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Im Verlage von **Gustav Heckenast** in Preßburg und Leipzig ist erschienen:

Erwin Schlieben's hochinteressanter Roman

„Das Judenschloß"

3 Bände.

— Preis Mark 12 —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien:

Gedichte.

Von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.**

Neunte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden in Goldschnitt. Preis 6 Mark.

Das
„Berliner Tageblatt"
erscheint **täglich** des Morgens, mit Ausnahme Montags, und ist durch die Expedition **Jerusalemerstr. 48.** sowie durch alle Zeitungs-Spediteure und Post-Anstalten des Reiches zu beziehen.
Redaction: **Jerusalemerstr. 48.**

Der Abonnements-Preis
beträgt inclusive der Donnerstag-Beilage: Der **„Ulk"** und **„Sonntagsblatt"** vierteljährlich 5 Mrk. 25 Pf. incl. Botenlohn, monatl. 1 Mrk. 75 Pf.; durch die Post bezogen 5 Mrk. 25 Pf pr. Quartal.
Inserate
pr. Petit-Zeile 40 Pf.

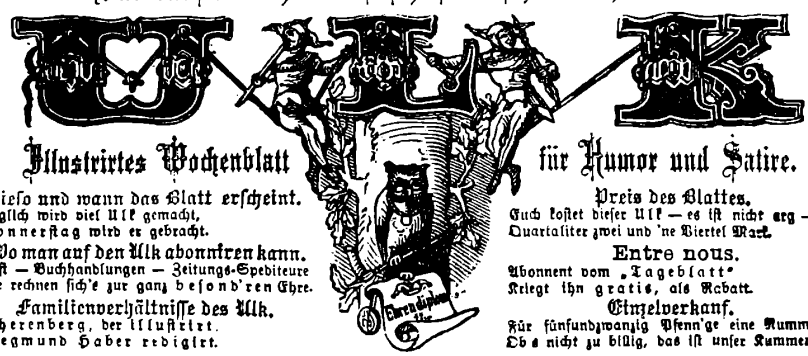
Berliner Tageblatt.

Die großen Erfolge, welche das **„Berliner Tageblatt"** in so rapider Weise wie kein zweites Blatt in Deutschland erzielt hat, sprechen am deutlichsten für die Gediegenheit des Inhalts. Dasselbe ist nunmehr

Deutschlands gelesenste und verbreitetste Zeitung.

Je größer der Leserkreis einer Zeitung, umsomehr ist dieselbe verpflichtet, und zugleich in der Lage, den weitgehendsten Ansprüchen des Publicums zu genügen. Diesen Standpunkt hat das **„Berliner Tageblatt"** durch die außerordentliche **Reichhaltigkeit** seines Inhalts, bei leicht übersichtlicher Gruppirung, stets gewahrt.

Das illustrirte humoristisch-satirische Wochenblatt:


Illustrirtes Wochenblatt
für Humor und Satire.
Wieso und wann das Blatt erscheint.
Täglich wird viel Ulk gemacht,
Donnerstag wird er gebracht.
Wo man auf den Ulk abonniren kann.
Post — Buchhandlungen — Zeitungs-Spediteure
Die rechnen sich's zur ganz besond'ren Ehre.
Familienverhältnisse des Ulk.
Scherenberg, der illustrirt.
Siegmund Haber redigirt.
Preis des Blattes.
Euch kostet dieser Ulk — es ist nicht arg —
Quartaliter zwei und 'ne Viertel Mark.
Entre nous.
Abonnent vom „Tageblatt"
Kriegt ihn gratis, als Rabatt.
Einzelverkauf.
Für fünfundzwanzig Pfenn'ge eine Nummer!
Ob's nicht zu billig, das ist unser Kummer!

hat durch seinen frischen, ungekünstelten Humor, durch die drastische Schlagfertigkeit seines Witzes und durch die meisterhaften **Illustrationen** von **H. Scherenberg** eine große Popularität und Beliebtheit sich zu erwerben gewußt.

Die feuilletonistische Beilage:

redigirt von **Dr. Oscar Blumenthal**, enthält Novelletten, interessante Artikel aus allen Gebieten, Reise- und Culturbilder, Biographien, Humoresken, Mittheilungen aus Haus- und Landwirthschaft und Gewerbe, Miscellen 2c.

Im täglichen **Feuilleton** des **„Berliner Tageblatt"** erscheinen **Original-Romane** und **Novellen** berühmter Schriftsteller. Ueberhaupt wird diesem Unterhaltungstheile des Blattes die größte Sorgfalt gewidmet und nur der gediegendste und werthvollste Lesestoff ausgewählt.

Abonnements auf das **„Berliner Tageblatt"** nebst der Feuilleton-Beilage **„Sonntagsblatt"** und dem humoristisch-satirischen Wochenblatt **„Ulk"** nehmen alle Postämter pro Quartal entgegen, zum Preise von

nur 5 Mark 25 Pfge. = $1\frac{3}{4}$ Thlr.

für alle drei Blätter zusammen.

Mit der rapiden Zunahme des Leserkreises hat der Umfang des **Inseratentheils** gleichen Schritt gehalten und bietet derselbe ein reiches Bild des sich in öffentlichen Anzeigen abspiegelnden Geschäfts- und Verkehrs-Lebens. Der Insertionspreis von **40 Pfge.** pr. Zeile (Arbeitsmarkt 30 Pfg.) ist im Verhältniß zu der großen Verbreitung von

48,000 Exemplaren

wie solche keine zweite deutsche Zeitung besitzt, ein sehr billiger zu nennen.

Die Expedition des „Berliner Tageblatt"
48. Jerusalemerstraße 48.

Leipzig.
Druck von F. Gie[illegible] Oertient.